

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Guthillungen	85
Unberechtigt und Psychologis. Von Willy Hellpach	103
Die Frau und die Kunst. Von Karl Scheffer	109
Neunde Kinder. Von Gustaf af Geijerstam	116
Salma. Von Paul Wiegler	120
Cherres Geld. Von Ladou	124

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditioren.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Gelöbhaber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früher Krons
Berlin
Unter den Linden 32



The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138/9.

Fernsprecher
Amt Wilmersdorf No. 652.

Selzer
 Laurence & Co., Hoff.



Natürl.
Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5346

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden
 und Badhaus.
 Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
 Zimmer von Mk. 3.- an, mit Pension von Mk. 10.- an.

MULTIPLEX
Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT
WIE IM BETRIEB ZU SEHEN

Dieses Plakat finden Sie bei den Vertretern der „Multiplex“ Intern. Gaszylinder-Ges. Berlin W. 8, Bismarckstrasse 10. Auf Anfragen gerne die Namen ihrer Vertreter an allen Plätzen.



Berlin, den 20. Oktober 1906.

Enthüllungen.

Hohenlohe.

Preußen hat mit den Hohenlohe kein Glück. Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen war einer der Besiegten von Jena und ergab sich am achtundzwanzigsten Oktober 1806 mit fast zwölftausend Mann einem viel kleineren französischen Truppentheil, den Murat anführte. Sein Sohn Adolf, der als Nachfolger des Fürsten von Hohenzollern der Ministerpräsident der Neuen Aera wurde, war ein kränklicher, gebrochener Mann, überließ die eigentliche Geschäftsführung dem Finanzminister von der Heydt und beschränkte sein Wirken auf kleine Konzessionen und Gefälligkeiten, die, nach Bismarcks derb treffendem Wort, wie ein Schnapß die erlahmende Fortschrittspartei stärkten. Er konnte den von der Kammermehrheit gewollten Kampf für die Krone nicht durchsetzen, scheute jede ernste Verantwortung, rieth dem König zur Nachgiebigkeit und verschwand, in Herzensangst vor dem drohenden Konflikt, am vierundzwanzigsten September 1862 ruhmlos, als ein verhöhnter Mann, vom Schauplatz. Der Dritte des von der fränkischen Burg Halloch stammenden Geschlechtes, der in Preußens Geschichte eine Rolle spielte, war Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey. Er hat fast sechs Jahre lang die Titel des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten getragen, hat diese Titel mit einer Gründlichkeit entwerthet, die vorher Niemand für möglich gehalten hätte, und hat sich, als er von seinem Thron und besonders von seinem Unterlassen vor dem Reichstag Rechenschaft ablegen sollte, aus dem Staube gemacht, wie es die Ingelfinger 1806 und 1862 gethan haben. Er ist, auch darin Friedrich Ludwig und Adolf Hohenlohe ähnlich, gewiß nicht ganz freiwillig gegangen; denn er liebte den Schein der Macht und ängstete sich vor der Pensionirung, die so oft schon dem dürren

Sensenmann eine Greifenthür aufschloß. Aber er durfte sich gerade jetzt nicht aus dem Weg stoßen lassen; er mußte darauf bestehen, die in dem Sommer des Boxerkrieges und des Langtje-Vertrages eingerührte Suppe selbst auszuessen. Und wenn er wider seinen Willen weggeschickt wurde, dann mußte er den Schein freien Willens meiden. Von den Eigenschaften, die politischen und militärischen Führern am Wenigsten fehlen dürfen, haben die drei preussischen Würdenträger vom Stamm Hohenlohe keine einzige gezeigt. Persönlichen Muth mögen alle Drei gehabt haben; sobald sie aber mit schwerer Verantwortung bebüdet waren, sank ihnen an schwarzen Tagen das Mitterherz in die Hofen.

Chlodwig konnte, wie Adolf, mildernde Umstände für sich geltend machen. Er war, als er Ministerpräsident und Kanzler wurde, ein mothscher, zu anstrengender Arbeit unfähiger Mann. In der Rede, die vom Reichstag die Bewilligung eines Dritten Direktors für das Auswärtige Amt erbitten sollte und deshalb die Geschäftslast dieses Amtes ausführlich schilderte, sagte Bismarck schon im Dezember 1884: „Nach Herrn von Bülow habe ich die Gefälligkeit des jetzigen Botschafters in Paris, Fürsten Hohenlohe, in Anspruch genommen, um eine Zeit lang die Geschäfte zu versehen. Der Fürst hat sich mit der ihm eigenen Zuverlässigkeit und Hingebung für den Dienst dazu bereit finden lassen; aber schon nach einem halben Jahre mußte er erklären, daß die damit verbundene Geschäftslast seine Kraft und Gesundheit übersteige, und hat demnächst abgelehnt.“ Später wurde er zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt. Für diese Repräsentantenrolle paßte er; noch besser hätte er unter den Regentenbaldachin eines stillen Mittelstaates, am Besten auf den Thron von Monaco gepaßt. Doch schon gegen Ende der achtziger Jahre hatte Bismarck den Eindruck, daß im strassburger Statthalterpalast ein gar zu bequemer Herr hause, und ein Redakteur der Kölnischen Zeitung wurde heimlich, als unbeglaubigter Botschafter, in den Elsaß gesandt, um die Stimmung zu erspähen und, wenn es nöthig war, den müden Mann aufzusuchen. Immerhin ging die Sache noch. Die eigentliche Arbeit leistete der gewandte Staatssekretär von Buttkamer, der das Land genau kennt; und der Fürst zu Hohenlohe hielt Hof. Er war stets ein galanter Herr von merkwürdig wechselnden Reigungen; in Paris werden von seinen Boulevardfahrten noch jetzt wunderbare Geschichten erzählt. Als Statthalter verschlang er die neuesten französischen Romane, knabberte auch ein Bißchen an Nietzsche herum und war sehr stolz auf seinen „literarischen Salon“, dessen werthvollster Schmuckgegenstand die feine und anmuthige Dichterin Alberta von Buttkamer war. Dieses behagliche Grandseigneurleben dauerte bis in den Oktober 1894. Und

nun sollte der Mann, der sich vierzehn Jahre vorher für die Leitung des Auswärtigen Amtes nicht kräftig genug gefühlt hatte, Reichskanzler und Ministerpräsident sein. Er zögerte, dem Ruf seines Kaisers zu folgen. Als ihm aber die Wahl gestellt wurde, die neuen Bürden auf sich zu nehmen oder aus dem Reichsdienst zu scheiden, wählte er die Wilhelmstraße. Diese Herren sind sämtlich Kinder Sansaras und weltlichem Ehrgeiz unterthan. Auch der Graf von Caprivi hatte, als ihm die Sonne schon sank, mit selbigem Lächeln ins Ohr einer Freundin geflüstert: „Macht ist doch süß!“ Chlodwig konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen Namen ins Goldene Buch der deutschen Geschichte zu schreiben. Offiziell hieß es: „Der alte Herr bringt ein patriotisches Opfer.“

Es ist ihm schlecht bekommen. Gleich nach seiner Ernennung wurde hier gesagt, die Standesgewöhnung des neuen Kanzlers müsse Bedenken erregen, die gesellschaftliche Sonderstellung eines mediatisirten Fürsten, die ihn aus der sozialen Gemeinschaft allzu hoch heraushebt und ihm die Erfahrungen aus der rauhen Wirklichkeit des praktischen, ringenden und erwerbenden Lebens schwer zugänglich macht. Auf der Trümmerstätte des Caprivismus zu bauen, war nicht leicht; diese Aufgabe forderte eine schöpferische Natur, einen rüstigen, aufrechten, rücksichtslosen Entschlussefähigen Mann, der hoffen durfte, das Nichtfest des Hauses noch zu erleben, dem er den Grundstein gelegt hat. Und als man den kleinen Greis, der noch älter schien, als er war, nun zum ersten Mal wieder am Bundesrathstisch sah, mit dem müde auf den eingesunkenen Leib herabhängenden Haupt, da glaubte man, statt eines selbständigen, allein verantwortlichen Leiters der Reichsgeschäfte, einen Geheimen Kabinetstath vor sich zu haben, der nur pro informatione, im Auftrag seines Souverains, den Verhandlungen folgt, ohne persönlich irgendwie daran interessirt zu sein. Dann sprach er, las mit schleppender, schwer verständlicher Stimme von kleinen Zetteln Banalitäten ab; und staunend blickten die Nachbarn einander an: Der soll Reichskanzler sein? . . . Er ist es sechs Jahre lang geblieben und hat beim Abgang noch, wie die Franzosen sagen, eine leidlich gute Presse gehabt. Warum auch nicht? Er hat öffentlich keinen Menschen getränkt, ist keinem durch geistige Uebergewicht unbequem geworden. Im Jahr 1869 hatte er Europa gegen das Vatikanische Konzil zum Kampf aufgerufen. Darin, sollte man meinen, war das Symptom einer Weltanschauung zu erkennen. Im Jahr 1894 sagte er dem Centrum, er habe es damals nicht so böse gemeint und werde jetzt ganz artig sein. Den Liberalen blinzelte er freundschaftlich zu und ließ sie merken: wenn es nach ihm ginge, würde morgen ihr Weizen blühen. Und um die Gunst der angeblich noch immer Konservativen braucht ein neuer Kanzler und Minister-

präsident nicht erst zu bühnen. Sein Hauptvortheil aber war, daß er so ganz un-gefährlich, so mitleidenswerth kümmerlich schien. Die Abgeordneten sprachen von ihm wie die Dreiber bei der ersten leßlinger Hofsagd, die er mitmachte. Erster Dreiber: „Du, welcher ist denn nun der neue Kanzler?“ Zweiter: „Na, Der da, der Kleine, dem das Laufen so schwer wird.“ Erster: „Der?! . . . Tottedoch!“ Bismarck hat über diesen Hofwitz noch herzlich gelacht.

Der dritte Kanzler war zu schlau, um in den Fehler des zweiten zu verfallen. Er war eifrig, allzu eifrig bemüht, sich gut mit Bismarck zu stellen. Er hatte nach dem März 1890 die Schwelle des Berühmten nicht mehr betreten, hatte den Verkehr auf höfliche Glückwunschbriefe zu den Festtagen beschränkt, ließ sich jetzt aber als einen Freund des Gestürzten, dem er persönlich nie nah gestanden hatte, in der Presse preisen. Und Bismarck hielt ihn für einen Gentleman und wollte ihn „mit Schonung behandelt“ sehen. Später freilich schüttelte er oft bedenklich den Kopf, lobte Caprivi's plumpe Rücksichtslosigkeit, die vorhandene Gefahren wenigstens nicht unter Sibirien verbarg, und citirte, als Hohenlohe in Friedrichsruh gar so jammervoll über die Schwierigkeit seiner Stellung geklagt hatte, Cynanos Wort: *Mais quo diable allait-il faire en cette galère!* Sein helles Auge sah früh, daß auch der neue Mann das Lied nicht blasen könne. Und schließlich merkten es auch die Anderen. Zuerst wurde der preussische Ministerpräsident, dann der Reichskanzler aus dem politischen Getriebe ausgeschaltet. Für die preussischen Behörden schien der Präsident des Staatsministeriums schon lange nicht mehr zu existiren. Bei wichtigen Fragen hieß es: „Wenden Sie sich an den Finanzminister!“ „Alles kommt darauf an, wie der Finanzminister sich zu der Sache stellt.“ Und die paar Leute, die bis zum Fürsten Hohenlohe vorgedrungen waren, kamen verstört zurück. Sie hatten ihn beim neusten *Prévost* oder *Louys* gefunden. Er hatte über sein an Aerger und Unbequemlichkeit aller Arten reiches Leben geklagt und die Vorzüge der pariser und straßburger Lage gerühmt. Unmöglich, irgend eine wirthschaftliche Frage zu eröffnen. *waagstukh, hooftreot, Tranfuslager, Vermingeschäfte, Tariffragen*: die Besucher hatten den Eindruck, daß dieses ganze Gebiet ihrem durchlauchtigen Wirth ein böhmisches Dorf sei. Woher sollte der bayerische Standesherr, der es bis zum *Assessor* gebracht und nur im diplomatischen Dienst einige Erfahrungen gesammelt hatte, dieses Gebiet auch kennen? Er selbst hat scherzend einmal erzählt, er habe Karriere gemacht, weil er immer einen guten schwarzen Rock angehabt und den Mund gehalten habe. Einen guten Rock hatte er auch jetzt noch an. Aber nun mußte er reden. Und Das war schlimm für ihn. Mit seinem Reden und Handeln war nicht viel Staat zu machen. Man

konnte wohl verkünden, die Reform der Militärstrafprozessordnung sei eine hohenlohische Originalleistung; aber die politisch Wachen wußten ja, daß diese Reform der tapferen Energie des Herrn Bronsart von Schellendorff zu danken war. Man konnte dem netten Herrn Kanzler auch das Bürgerliche Gesetzbuch in die Verdienstliste setzen; aber solches Mühen wurde ehrfurchtlos verlacht. So mußte mit einer neuen Legende ein Versuch gemacht werden. Der Reichskanzler, flüsterten die dem Fürsten Hohenlohe Getreusten, kann zwar unter den obwaltenden Umständen nichts Positives leisten; doch welcher fürchterlichen Pläne Ausführung seine Weisheit schon verhindert hat, ahnt Ihr nicht. Das war ein guter Einfall; denn das Hemmungvermögen eines Ministers kann kein Mensch kontrolliren. Aber ohne Beweis glaubten wir oft Getäuschten solchen Behauptungen nicht. Für uns war der Heros des Verhinderns einfach der Mann, der das Voetischer-Attest, diese herrliche Frucht kollegialer Berichterbarkeit, der staunenden Welt vorlegte, der das Wort vom allzu schnellen Tempo der Sozialreform sprach, Beamte zur Strafe für ihre der Abgeordnetenpflicht entsprechende Abstimmung aus den Kammern jagte und die Umsturz-, Zuchthaus- und Heineke-Vorlage in den Reichstag brachte. Für uns bleibt er der Mann, der nie den winzigsten selbst gefundenen Gedanken aussprach, nie auch nur den Schein des ernstern Arbeiters wahrte, nie dafür sorgte, daß die Wahrheit hüllenlos an den Thron kam, immer zu Festen gestimmt schien und, während er für die Firma des Deutschen Reiches verantwortlich war, die betrübendsten, unheilvollsten Dinge geschehen ließ. Die Behauptung, er habe noch Schlimmeres verhindert, kränkt nur seinen Herrn.

In dem Telegramm, das 1894 den Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg als Statthalter und Erben des Schillingsfürsten nach Straßburg berief, hatte der Kaiser den dritten Kanzler Onkel Chlodwig genannt. Der Name ist ihm geblieben. Unzählige Witze wurden über ihn gemacht, namentlich, seit er gar nichts mehr von den Vorgängen erfuhr, seit die Verworrenheit und Anarchie der Verwaltung offenbar wurde und der allein verantwortliche Reichsbeamte, während in Berlin die wichtigsten Entscheidungen fielen, wohlgenuth auf seinen russischen Gütern saß. Da hielt er sich besonders gern auf. Weil Onkel Chlodwig Reichskanzler geworden war, hatte der Zar ihm, dem Ausländer, der in Rußland eigentlich keinen Grundbesitz haben durfte, erlaubt, den Güterkomplex von Werki zu behalten, bis ein vortheilhafter Verkauf möglich wurde. Jetzt, da er das Ende der Kanzlerschaft nahen fühlte, mußte der gute Hausvater sich bemühen, möglichst schnell einen annehmbaren Preis herauszuschlagen. Das ist ihm gelungen. Er brauchte also nicht mit Bedauern auf die Zeit des berliner Glanzes zurückzublicken und ein neuer Wildenbruch konnte ihm ein Scheidelied

fingen, das mit dem Vers beginnen mochte: „Du gehst von Deinem Werk!“ ... Verhaßt war er nicht; dazu war er zu klein, hater das Auge zu wenig geärgert. Unbedeutenden, kraftlosen Ministern bewahren die Völker oft einen Rest von Zärtlichkeit; damit dankt die Masse Dem, der sie nicht zu beherrschen vermochte. Der erste Kanzler hatte viele, der zweite einzelne Feinde; den dritten sah man mit einem mitleidigen Lächeln scheiden, ohne Groll, ohne Vorwurf, — aber auch ohne innere Achtung seines sechsjährigen Wirkens. Soll man den armen alten Onkel Chlodwig etwa noch mit hartem Wort schelten? Sollte doch!

Das habe ich geschrieben, als, just vor sechs Jahren, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst aus dem Reichskanzleramt entlassen worden war. Ein paar Tage nach dem Kostümfest, das veranstaltet wurde, als der Kaiser auf dem Plateau des restaurirten Römerkastells Saalburg den Grundstein zum Reichs-Limes-Museum legte. Der Theaterintendant von Hülßen hatte die Sache arrangirt. Ein Schauspieler war in die Tracht eines römischen Präfecten, ein anderer Mime in die eines römischen Legaten gesteckt worden, allerlei Histrionen, aber auch Adjutanten und andere Offiziere hatten sich römisch vermummt, die Bretterhelden hielten Ansprachen an den Deutschen Kaiser und der wiesbadener Karl Moor durfte den Monarchen mit einem vom Major Lauff gedichteten Prolog erfreuen, dessen letzte Strophe mit den Versen begann: „In diesem Baugiebst Du der Welt ein Zeichen! Dein Wollen zieht auf flügelstarker Spur. Am Schwert die Faust, ein Schirmherr ohne gleichen, bist Du ein Mehrer schaffender Kultur!“ Der Welt ein Zeichen... Dann sprach der Kaiser: „Gleichwie im fernen Osten der Monarchie die gewaltige Ritterburg, die einst die deutsche Kultur in den Osten einpflanzte, auf das Geheiß meines unvergesslichen Vaters wieder neuerstand und nunmehr ihrer Vollendung entgegenstreitet, so ist auf den Höhen des reizenden Taunus, dem Phönix gleich, aus seiner Asche emporgestiegen das alte Römerkastell, ein Zeuge römischer Macht, ein Glied in der gewaltigen ehernen Kette, die Roms Legionen um das gewaltige Reich legten und die auf das Geheiß des einen römischen Imperators, des Caesar Augustus, der Welt den Willen aufzwangen... So weihe ich diesen Stein mit dem ersten Schlage der Erinnerung an Kaiser Friedrich den Dritten, mit dem zweiten Schlage der deutschen Jugend, den heranwachsenden Geschlechtern, die hier, in dem neuerstandenen Museum, lernen mögen, was ein Weltreich bedeutet, und zum Dritten der Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, dem es beschieden sein möge, in künftigen Zeiten durch das einheittliche Zusammenwirken der Fürsten und Völker, ihrer Heere und ihrer

Bürger, so fest geeint und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war, damit es auch in Zukunft dereinst heißen möge, wie einst in alter Zeit: *Civis romanus sum*, nunmehr: *Ich bin ein deutscher Bürger!*“ Eine der Reden, die Unheil gewirkt haben. Des Kaisers Ziel, hieß es im Ausland, ist also, das Deutsche Reich „so gewaltig und so maßgebend“ zu machen, daß es, wie einst „auf das Geheiß des Caesar Augustus“ das römische Imperium, „der Welt den Willen aufzwingen“ kann. Unsere Offiziösen wehrten sich gegen solche Auslegung; nach dem Wortlaut der Rede war aber eine andere Deutung ihres Sinnes nicht möglich und alle Versuche, mit kleinen Interpretorenkünsten diesen klaren Sinn zu entstellen, mußten vergeblich bleiben. Chlodwig hat damals erzählt, er habe dem Kaiser die Absicht ausgerebet, selbst im Gewande des Caesar Augustus den Nummenshanz mitzumachen, und dadurch eine Mißstimmung geschaffen, die seinen Abschied beschleunigte. Mag sein, daß er ohne diesen Garderobenkonflikt noch ein Weilchen den Reichskanzler gespielt hätte. Nicht lange. Er war fertig. Hat Lächerlichkeit ihn getölet? Am elften Oktober 1900 war das Kostümfest, am sechzehnten war der Abschied bewilligt. Und in Chlodwigs Tagebuch stehen die Sätze: „In den letzten Wochen kam Allerhand vor, daß mir die Ueberzeugung aufdrängte, daß ein Wechsel in der Person des Reichskanzlers dem Kaiser nicht unangenehm sein würde. Ich sah, daß der Kaiser mein Entlassungsgesuch schon erwartet hatte, daß es also die höchste Zeit war, damit loszugehen. Er nahm es auch sehr freundlich auf.“

Als Statthalter hatte er in den Herren von Voetticher und von Rottenburg stille, doch betriebfame Gegner gehabt. Sahen sie in ihm schon einen möglichen Nachfolger Bismarcks? Sie fanden, das Reichsland brauche keinen Statthalter mehr, werde unter einem Oberpräsidenten besser gedeihen, und hatten für diesen neuen Posten den ihnen verbündeten Herrn von Berlepsch ausersehen. Die Drei verschwanden, Einer nach dem Anderen, denn auch, als Hohenlohe Kanzler geworden war. Seitdem hatte er keinen sichtbaren Feind. Waldersee, der gegen jeden Reichskanzler einen Minenkrieg führte, wor, als entlarvter Patron des Herrn Normann-Schumann, kaum noch gefährlich. Und Bismarck hielt den kleinen Chlodwig für einen noblen und ihm, trotz der Intimität mit dem Großherzog von Baden, in Treue ergebenen Mann. Eines Tages sagte er zu mir: „Sie werden mir gewiß das Zeugniß geben, daß ich mir keine Ingerenz auf Ihre politische Thätigkeit anmaße, keinerlei Genforialbefugniß; aber ich habe manchmal den Eindruck, daß Sie den armen Hohenlohe zu unfreundlich behandeln. Schwach ist er, doch kein Bösewicht. Ich halte ihn heute noch für einen vornehmen Mann und glaube, Ihnen Das sagen zu dürfen, ohne mich dadurch unstatthafter

Beeinflussung Ihres Urtheils schuldig zu machen.“ Ich mußte antworten, daß Chlodwig mir unaufrechtig, im Handeln und Unterlassen von der Sorge um persönlichen Vortheil bestimmt scheine; namentlich auch in seinem Verhältniß zu Bismarck. Später sagte der Fürst dann: „Ich fürchte, Sie haben Recht. Aber Sie begreifen, daß ich da, wo man meinen Wünschen zugänglich ist, persönliche Angriffe auf Hohenlohe zu hindern suche. Auf meine Kappe kommt schließlich doch Alles; und man zeigt dann mit Fingern auf den bössartigen alten Mann, der an keinem Nachfolger ein gutes Haar läßt.“ Im Oktober 1896 ließ Hohenlohe im Reichsanzeiger eine Erklärung erscheinen, in der gesagt wurde, Bismarck habe „strengste Staatsgeheimnisse“ ausgeplaudert, „deren Verletzung eine Schädigung wichtiger Staatsinteressen bedingen würde.“ Und jetzt erfahren wir aus den „Denkwürdigkeiten“, daß Chlodwig den ersten Kanzler für gewissenlos, für geistig nicht gesund, für falsch, tückisch, selbstüchtig hielt und seit Jahren bemüht war, Bismarcks Macht zu mindern. Chlodwig, der 1894 mit zärtlich bebendem Stimmchen gesagt hatte, er verehere in Bismarck nicht nur den großen Staatsmann, sondern auch einen persönlichen Freund. Erfahren auch, wie klein, wie kümmerlich, wie beschränkt und boshaft dieser Herr war, dem von allen Seiten die Bornehmheit des Wesens attestirt worden ist. Bismarck war in diesem Fall, wie in so vielen, ein schlechter Menschenkenner. Ich brauche mich meiner Urtheile aus den Jahren 1894 bis 1900 heute nicht zu schämen.

Ueber den Mann und über sein Buch (das man nicht hastig durchblättern, sondern aufmerksam lesen und reinlicheren Dokumenten vergleichen muß) wird noch viel zu sagen sein. Das eilt nicht. Wichtig ist zunächst die Frage nach dem Zweck der Veröffentlichung. Hat Chlodwig sie gewollt? Sicher. Die Herausgeber berufen sich auf seinen Willen; und wer tausend Druckseiten zusammen schreibt, thut's nicht, um seinen Söhnen und Enkeln ein Privatvergnügen zu bereiten. Wünschte er, die Publikation bis in die Zeit vertagt zu wissen, wo von den erwähnten Persönlichkeiten keine mehr lebt? Unwahrscheinlich. Erstens ist nicht anzunehmen, daß der Sohn diesen Wunsch nicht respektirt hätte; und zweitens würde diese Sammlung von Indiskretionen und Anekdoten nach zwanzig Jahren, vielleicht schon nach zehn, die gewünschte Wirkung verfehlen. Ich bin überzeugt, daß Chlodwig eine schnelle Veröffentlichung wollte und sich bei der Vorstellung des Skandalchens, das dann entstehen würde, die Hände rieb. Er war sein Leben lang le prince cynique und auf seine alten Tage unfähig geworden, die Folgen seines Thuns zu ermessen. Ueberzeugt bin ich freilich auch, daß er nicht Alles, was wir jetzt lesen, publizirt hätte. Warum thatens die Herausgeber, Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingfürst und der Ober-

konfistorialpräfident Dr. Friedrich Curtius? That is the question. Prinz Alexander stand dem Vater persönlich nicht so nah wie die Prinzessin Stephanie, politisch aber am Nächsten. Ein liberaler Herr; in den letzten Jahren als radikal demokratisch verschrien und Herr von Köller, dem Herrscher im Reichsland, ein Dorn im Auge. Uebrigens ein Mann, der weiß, daß seine Lage gezählt sind. Tabes. Die Angabe, er habe den ganzen Notizenhaufen mit dem Recht zu freier Verfügung Herrn Curtius verkauft, sollte ihn wohl nur entlasten. Ist jedenfalls nicht richtig. Der Prinz (der bisher Bezirkspräfident in Colmar war) hat an der Redaktion der Tagebücher mitgearbeitet; Beamte und Politiker gefragt, ob diese oder jene Stelle wohl publizirt werden dürfe und, als der Lärm anfang, Jedem, der sich hören wollte, gesagt, er wisse gar nicht, was man von ihm wolle; er habe ja Alles gestrichen, was man verlangt habe. Von dem Oberkonfistorialpräfidenten Curtius weiß ich nur, daß er Kurd von Schlozer verwandt ist. Vielleicht hat er einen Theil der Antipathien von dem „alten Ruchknacker“ geerbt. Das würde, zum Beispiel, erklären, warum über Herrn von Holstein kein freundliches Wort in dem Buch steht, das die politische Macht des Wirklichen Geheimen Rathes und sein intimes Verhältniß zu Chlodwig doch deutlich erkennen läßt. Zwei Beamte, zwei Präfidenten haben gemeinsam also ein Buch herausgebracht, dessen schädliche Wirkung ein Primaner voraussehen konnte. Der Skandal ist denn auch ohne Beispiel in der Geschichte. Humboldts Briefe an Barmhagen und Barmhagens Tagebücher erscheinen daneben harmlos. Urquhart's Portfolio war von einem kleinem Gesandtschaftssekretär verfaßt. Seffens Streich konnte, selbst wenn er nicht parirt worden wäre, nur Menschen verwunden, die in der Reichsgemeinschaft lebten, nicht, wie Chlodwig, in die Ferne wirken. Um einen ähnlichen Standaleffekt zu finden, muß man an das Journal des Goncourt denken. Das schwatzte Alles aus, was die Künstler und Literaten des zweiten Empire und der dritten Republik in vertraulichen Gesprächen über einander gesagt hatten; blieb in seiner Wirkung aber auf die kleine pariser Artistengemeinde beschränkt, die wüthend gegen den Vertrauensbruch protestirte. Jetzt sind Interessen von ganz anderer Bedeutung verletzt. Ist erstens der diplomatische Verkehr des Deutschen Reiches beträchtlich erschwert. Denn kein Souverain und kein Minister will und kann sich der Gefahr aussetzen, seine vertraulichsten Aeußerungen nach ein paar Jahren gedruckt zu sehen. Sind zweitens Pläne, Wünsche, Tendenzen entschleiert worden, die mindestens für ein Menschenalter im Dunkel bleiben mußten. Wird drittens das Ansehen dreier Männer geschmälert: Bismarcks, des Kaisers und Hohenlohes. (Auch Bismarcks. Die Anhänger sollten es nicht zu leugnen versuchen. Wohl ragt er um eines-

Reckenhauptes Länge über das Gehudel hinaus. Und mit grimmiger Freude lesen wir gerade jetzt, daß er im Februar 1880 zu Chlodwig sagte: „Unsere Bureaufratie ist nicht gewandt genug, um Kolonien zu verwalten“. Lesen, unter dem selben Datum, den Satz: „Wir könnten uns nur freuen, wenn Frankreich sich Marokko aneignete; es hätte dann viel zu thun und wir könnten ihm die Vergrößerung des Gebietes in Afrika als Ersatz für Elßas-Lothringen gönnen“; einen Satz, den Fürst Bülow nicht ganz so gern lesen wird. In mancher Stunde aber scheint Bismarck schwach, müde, des Ziels nicht mehr völlig sicher; und ähnelt in mancher einem vom Glück verwöhnten Kartenspieler, der jeden Stich machen zu können wähnt. Ungünstig wirkt der allgemeine Groll gegen Herbert, dem der Vater zu viel überlasse. Das Wort Alexanders des Dritten: „Ich hatte immer das Gefühl, er wolle mich bemogeln“. Der Satz Franz Josephs aus dem Jahr 1892: „Es ist traurig, zu sehen, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte“. Das Vertrauen dieser beiden Kaiser hatte der Fürst für unverlierbaren Besitz gehalten. Zu bedenken ist freilich, daß sie, als er ungnädig weggeschickt und geächtet war, nur noch sagen wollten, was den neuen Herren hold ins Ohr klang. Daß sein Wollen und Vollbringen in Petersburg und besonders in Wien oft Aergerniß erregt hatte. Daß er auch in der Glorie der Mann von Frankfurt, Düppel, Königgrätz, San Stefano blieb. Daß jeder Kaiser und König froh ist, wenn im Nachbarreich ein Riese von Zwergen abgelöst wird. Und daß die Solidarität der monarchischen Interessen sich empfindlich regt, wenn ein Minister, statt Abschied und Acht stumm hinzunehmen, trotzig wider den Stachel zu lösen wagt; so böses Beispiel, denken die Bekrönten, kann auch bei uns zu Land leicht die guten Sitten verderben. Ungünstig wirkt ferner Bleichröders Ausspruch: „Der Fürst ist zu reich geworden.“ Zu reich? Er hat ein nach heutigen Begriffen kleines Vermögen hinterlassen. Doch dem hämischen Wort des klugen Bankiers wird neue Verdächtigung entfeimen. Anderes wird später zu verzeichnen sein.) In noch schlechterem Licht steht der Kaiser, steht Chlodwig selbst. Cui bono? Wer hatte ein Interesse daran, diese drei Männer zu schädigen, die Mängel monarchischer Institutionen zu enthüllen, zu zeigen, daß Posa kein Schwarzeher war, als er sagte, in Monarchien dürfe man Niemand lieben als sich selbst, und ringsum in der Welt ein Mißtrauen zu mehren, unter dem das Deutsche Reich schon vorher wähehch genug zu leiden hatte?

Urquhart und Geffcken wußten wohl, was sie thaten; der politische Zanf heiligte ihnen die Mittel. Ludmilla Wffing, die Barnhagens Papierhausen ans Licht brachte, folgte der Weisung des Onkels und war vielleicht schon damals von der Psychose angekränkt, die später sichtbar wurde. Die Soncourt hätten noch

am Totenbette des einzigen Kindes nach dem *document humain* gespäht und ihre Gefühlskurven sorgsam notirt. Was wollten die Herausgeber der „Denkwürdigkeiten“? Der Erwerbssinn des Hauses Hohenlohe ist oft bespöttelt worden. Als im Manöver des Jahres 1890 das mittelfränkische Schloß Schillingfürst Einquartirung bekommen sollte, ließ Chlodwig (bei dem der Schloßverwalter angefragt hatte) auf das reichsständische Privileg verweisen, deutschen Offizieren und Soldaten das Obdach weigern und nur den Pferden der höheren Stäbe die fürstlichen Ställe öffnen (weil, wie böse Zungen meinten, nach dem Naturalleistungsgesetz der Dünger dem Quartiergeber bleibt). Die Brigadestäbe mußten im Städtchen nothdürftig untergebracht werden, Offiziere und Mannschaften sich mit schlechten Quartieren und larger Verpflegung begnügen. „In meiner ganzen Dienstzeit“, sagte der Offizier, der mir diese Geschichte erzählte, „habe ich nie wieder auf deutscher Erde erlebt, daß die Einquartirungslast mit Berufung auf ein Privileg abgelehnt wurde; ein Fürst, zu dem ich, als Ordonnanzoffizier einer Brigade, in einem früheren Manöver gekommen war, hatte in einem Schloßchen, neben dem Schillingfürst einer Kaiserpfalz geglichen hätte, Raum für vier Generale, fünfzehn andere Offiziere und dreißig Mann; und vom Kommandirenden abwärts bis zum Gemeinen wurden Alle reichlich versorgt.“ Als Chlodwig Kanzler geworden war, ließ er sich sofort den Sold verdoppeln und vergaß im Drang der Reichsgeschäfte nie, noch der für Berlin günstigen Konjunktur auszulugen. Sein Sohn trat in den Aufsichtsrath der Balklinie und einer bayerischen Bank. Sein oehringer Vetter ließ sich gründen und brachte den alten Dynastennamen auf den Kurszettel. Erni, der Langenburger, wollte als unerfahrener Kolonialdirektor nicht so billig arbeiten wie seine Vorgänger; und die Behauptung, er habe aus dem Dispositionsfonds Zuschuß erhalten, ist noch nicht bündig widerlegt. Für all diese Herren war das Gold nicht, wie für den Dpernherzog der Normandie, eine Chimäre; und sie mußten sich den Schranzenspaß gefallen lassen: Hohenlohe fordert vor der Leistung schon hohen Lohn. Doch wir haben keinen Grund, dem Prinzen Alexander zutrauen, daß ihn Geldgier zu der Publikation bestimmt habe. Er mag in dem Manuskript einen werthvollen Theil des väterlichen Erbes sehen und mehr als mancher begüterte Ohm und Vetter auf Nebeneinnahmen angewiesen sein. Daß er nur an seinen Profit, an das der Tochter des Principe di Tricase-Roliterno zu hinterlassende Witwengut gedacht habe, ist dennoch nicht anzunehmen. Naiv ist er nicht. Kein leuchtender Kopf; doch ein Durchschnittsverstand. Nicht ohne politische Erfahrung. Als Reichsverwaltungsbeamter von der Huld des Kaisers abhängig. Er muß gewußt haben, was auf

dem Spiel stand. Er hat von Freunden Rath erbeten und Herrn Curtius befohlen, alle Stellen wegzulassen, „die dem Kaiser persönlich unangenehm sein könnten“. Das, sagt der Oberkonsistorialpräsident, ist auch geschehen; deutet an, daß die spitze Pfeile noch im Köcher sind, und läßt uns ahnen, was Chlodwigs zuverlässige Vornehmheit zu leisten vermochte. Glaubte Prinz Alexander, das Bei öffentliche könne dem Kaiser angenehm sein? Dann wäre, nach der Terminologie des Strafgesetzbuches, von einer krankhaften, die freie Willensbestimmung ausschließenden Störung der Geistes thätigkeit zu reden. Diese Erklärung wird namentlich in der Hofgesellschaft eifrig verbreitet. Zwei Etagen tiefer finden wir eine andere. Der Prinz, heißt es da, hat den Kaiser stets rückhaltlos kritisiert und läßt ihn, ohne dem eigenen Schicksal feig nachzufragen, aus totem Mund jetzt der besten Wahrheit hören. Eine Kindermär. Der besten Wahrheit kann Chlodwigs Reportergeplauder nur liberale Mannesgeelen dünken, die gewöhnt sind, die Bonnen des Hofbeichtes zu schlürfen, und mit schwerer, vom Staunen fast gelähmter Zunge nun stammeln: Auf den Thronen sitzen auch Menschen! Wenn Prinz Alexander den Malteser mimen wollte, mußte er zunächst seine Entlassung aus dem Reichsdienst erbitten. Durfte er nur an die Sache denken und nicht fragen, was „persönlich unangenehm sein könnte“. Auch nach dem scandalum nicht bei Lucanus und Bülow um Gehör betteln. Brauchte er weder Deutschlands internationale Geschäfte zu erschweren noch seinen Vater, als einen Schwächer ohne Stolz und Charakter, zu kompromittiren. Die erste Erklärung scheint mir immerhin annehmbarer. Ich neige zu dem Glauben, daß Prinz Alexander in diesem argen Handel nicht der bewegende Wille, sondern nur Werkzeug war. Wessen? Das wird nicht leicht festzustellen sein.

Das erste Stück der „Denkwürdigkeiten“ erschien vor fast sieben Monaten. Ein harmloses Stück; doch der Anfang der Memoiren eines Mannes, der Ministerpräsident, Botschafter, Statthalter, Reichskanzler war. Wenn die Erben eines Bankdirektors die Publikation seiner Tagebücher anzeigten, würde der Vorstand des Institutes die Herausgeber höflich fragen, ob auch für die Wahrung des Geschäftsgeheimnisses vorgesorgt sei. In Berlin regte sich nichts. Ist das Preßbureau noch der Politischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes unterstellt oder treibt Geheimrath Hammann wirklich seit Monaten auf eigene Faust Politik? Er mußte einen Bericht machen: Diese nicht ganz gefahrlöse Sache steht uns bevor; kümmert Euch rechtzeitig drum; fragt Alexander, den Ihr in Colmar unter der Fuchtel habt; und tragt den Fall dem Kaiser vor. Der Gewaltige hatte noch einen anderen Weg, einen stilleren. Dem starken Synodikat, das nach Belieben über die ans Licht zu liefernden Nachrichten verfügt (und sie oft selbst den Treusten versagt) gehört auch der berliner Redakteur der Frank-

funter Zeitung an. Zu diesem Bundesgenossen in manchem Kampf konnte der Wirkliche Hammann sprechen: Sie sind mit dem Prinzen Alexander beinahe auf Du und Du, werden von ihm jedenfalls wie der Vertreter der meistbegünstigten Nation behandelt und haben so viele Briefe mit ihm gewechselt, daß Sie nicht den Schein der Aufdringlichkeit zu fürchten brauchen, wenn Sie ihm jetzt Rath und Beistand anbieten. Thun Sie's, bitte, noch heute. Im Interesse der guten Sache könnten Sie Ihre Bescheidenheit überwinden und sich (gewiß zum ersten Mal) darauf berufen, daß sogar der Reichskanzler Sie in den heißesten Tagen des Marokkosommers als Berather herangezogen und, im kleinsten Kreis bei sich gesehen hat. Nöthig ist's ja bei Ihrer Intimität mit dem Prinzen kaum; macht sich aber gut. Daß Sie ihn nicht verrathen, weiß Alexander. Bekennt er diesmal nicht Farbe, dann müssen wir zuerst mit amtlichem Druck versuchen und, wenn auch der nicht hilft, einen Wachtspruch des Kaisers erwirken." Keiner der beiden Wege wurde gewählt. Der Prinz läßt jetzt erklären, er hätte die Veröffentlichung aufgegeben, wenn's ihm nach dem Erscheinen der ersten Bruchstücke vom Kaiser befohlen worden wäre. Wer ist schuld daran, daß der Befehl ausblieb und der Weltklar'nal Ereigniß wurde? Der Reichskanzler; der auch für die Versäumnis seiner Beamten haftbar bleibt. Die Geschichte schmeckt nach einer Intrigue, deren Ziel noch unsichtbar ist. Sollte allen Trägern des Namens Hohenlohe die Straße fürs Erste gesperrt, die Gefahr raschen Kanzlerwechsels gezeigt, ein bedrohlich starker Wille eingeschüchtert oder um jeden Preis, auch um den höchsten, die Aufmerksamkeit von anderen Skandalen abgelenkt werden? Fürst Bülow hat auf diese Fragen vielleicht auch noch keine Antwort gefunden. Aber er ist wieder in Berlin; und könnte sie finden.

Prinz Alexander, der endlich seine Entlassung erbeten hat, verheißt eine öffentliche Erklärung. Die man sich ungefähr denken kann. Er muß die Verantwortung auf sich nehmen. Schiebt er sie dem Vater zu, dann drängt er Chlodwig dicht neben das Schreckbild des Herrn Bülse. Gesteht er offen, daß seine reine Thorheit mißbraucht worden ist, dann macht er sich lächerlich. Das Streben nach der dankbaren Rolle fordert auch hier Männerstolz vor Königs-thronen. Und vor der Klippe des zweiundneunzigsten Strafgesetzbuchsparagraphen schützt den Prinzen sein Rang und seine bona fides. Er hat ja „Alles gestrichen, was man verlangt hat.“ Ob wir einst hinter das Geheimniß dieses „man“ kommen werden? . . . Einen flüchtigen Rückblick noch auf die Strecke. Friedrich Ludwig, Adolf, Chlodwig, Erni, Alexander. Ein Hohenlohe wird, so dürfen wir hoffen, dem deutschen Land nicht so bald wieder schaden. Der tote Onkel hat nicht nur einen Bruderzwist im Hause Schillingsfürst bewirkt (Philipp Ernst, Chlodwigs echter Erbe, wandte sich, als der Kaiser ihn ange-

haucht hatte, entüffelt vom schlimmen Alexander ab), sondern auch den anderen Zweigen das Fortkommen erschwert. Müßens eben leiden. Das böse Buch ist nun einmal da, wird gierig verschlungen und kann aus der Geschichte der zweiten wilhelminischen Epoche nicht mehr weggedacht werden.

Der Großherzog von Baden.

Großherzog Friedrich von Baden hat den Abdruck seiner an Chlodwig gerichteten Briefe erlaubt. Wußte also von der Publikation. Daß er den Inhalt der Tagebücher gekannt habe, dürfen wir nicht glauben; auch nicht, daß er sich in der Beleuchtung behaglich fühlen kann, in die sie ihn rücken. Der Patriotismus dieses Bundesfürsten ist unbestreitbar. Ein guter Regent. Gewissenhaft, bescheiden, schlicht im Wandel; er blieb lange auch ruhig. Erst in den letzten drei Lustren suchte er oft die Gelegenheit zu rednerischer Wirkung; und sprach dann ungefähr wie ein gekrönter, etwas verstimmter Bennigsen. Bismarck hielt ihn längst für seinen Feind. Glaubte, der Großherzog trage ihm nach, daß der Esajah 1871 nicht an Baden kam. Das hätte ein hübsches Königreich gegeben. Dieses Motiv ist aber nicht erwiesen. Die Feindschaft kann auch andere Ursachen gehabt haben. Unterschiede der Weltanschauung. Schwiegerjohn der Kaiserin Augusta, liberal, immer geneigt, auf Oeffentliche Meinungen zu hören, Optimist mit zuversichtlichem Glauben an das Gute, Wahre, Schöne, das in der Menschenbrust lebt; dabei, namentlich als Alternder, sehr auf die Würde des Fürsten bedacht, dem von Gottes Gnaden besondere Rechte eingeräumt, besondere Aufgaben zugewiesen seien und in dessen Nähe ein nicht im Purpurgeborener sich nie freventlich vermaßen dürfe. Einem Mann, der so empfand und dachte (und doch nie hochmüthig ward), konnte Bismarcks unbequeme Art manches Aergerniß geben. Der erste Kanzler fürchtete den Gegner nicht; zürnte ihm nicht einmal. Lächelte, wenn ihm ein unfreundliches Wort des Großherzogs hinterbracht wurde, und meinte: „Er hat nun die Antipathie“. Noch 1891 hat er zu mir gesagt: „Wenn Sie sich ein Bild von dem Herrn machen wollen, müssen Sie an Auerbachs Romane denken. ‚Auf der Höhe‘: Das ist so ungefähr“. Die Bücher von Ottokar Lorenz und Chlodwig Hohenlohe hätten ihn den Machtbereich des Großherzogs richtiger einschätzen gelehrt. So lange der alte Kaiser lebte, konnte selbst Augusta, der „Jewerkopf“, im Großen nichts verrichten. Als Bismarck sie aus Wilhelms Zimmer komplementirt und am Abend des selben Tages höchst unhöflich ermahnt hatte, „die schon bedenkliche Gesundheit ihres Gemahls zu schonen und ihn nicht zwiespältigen politischen Einwirkungen auszusetzen“, ließ sie ihn zwar stehen, entlud ihren Groll aber nur in den Satz: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heute sehr

ungnädig“. Da vermochte auch Friedrich von Baden nicht viel. Dessen Zeit aber kam im achtundachtziger Sommer. Im Mai war er noch Vermittler in der battenbergischen Sache. (Deren Verlauf Chlodwig nicht genau zu kennen scheint. Die Kaiserin Friedrich hatte ihren totkranken Mann überredet, den Prinzen Alexander von Battenberg telegraphisch nach Pottsdam einzuladen. Da sollte schnell dann die Verlobung mit der Prinzessin Viktoria proklamirt werden. Der Plan, dessen Ausführung in Petersburg wie ein schriller Fehderuf gewirkt hätte, wurde durch den Generaladjutanten von Winterfeldt vereitelt, der sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, die Depesche vor der Absendung dem Kanzler zu zeigen. Sie ging nicht ab; und nach einer Aussprache, die in Dur begann und in Roll endete, war die Kaiserin von Bismarck „enchantirt.“) Bald danach aber deuteter die nahe Möglichkeit eines Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler an. Schon im Januar 1889. Spricht mit rasch wachsender Erbitterung über Bismarck. Und thut, was er kann, um den Lästigen aus dem Amt zu bringen. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen. Nach seiner Ansicht (die er dem Kaiser suggerirt haben mag; denn Beide gebrauchten im Gespräch mit Chlodwig die

„jeitli wörter) gaidet es natun die grage, „ob die dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle.“ Da konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. Friedrich glaubte, ohne Bismarck werde das Reichsgeschäft besser gehen; und das Recht zu solchem Irrthum ist ihm nicht zu bestreiten. Warum aber suchte er den grimmen Leun dann in seiner Höhle auf? Warum machte er dem Manne, den er als eine Reichsgefahr bekämpft hatte und nicht einmal für einen zuverlässigen Royalisten und treuen Diener hielt, einen Abschiedsbesuch?

Hohenlohe notirt: „Er erzählte, er sei eingetreten und habe dem Fürsten gesagt, er komme, um Abschied zu nehmen und ihm zu sagen, daß er sich stets der Zeit, in welcher sie gemeinschaftlich für das Wohl Deutschlands gearbeitet hätten, mit Dankbarkeit erinnern werde. Der Fürst sagte dann, daß es die Schuld auch des Großherzogs sei, wenn er jetzt abgehe; denn die Befürwortung der Arbeiterschutzgesetzgebung durch den Großherzog bei dem Kaiser habe zum Bruch zwischen dem Kaiser und Bismarck beigetragen. Dies bestritt der Großherzog, indem er darauf hinwies, daß es preußische Angelegenheiten gewesen seien, die die Meinungsverschiedenheiten zum Bruch geführt hätten, und in preußische Angelegenheiten habe er sich nie eingemischt. Hierauf wurde Bismarck grob (was er gesagt hat, theilte der Großherzog nicht mit); und da stand denn der Großherzog auf und sagte, er könne sich Das nicht gefallen lassen, wolle in Frieden von ihm scheiden und gehe mit dem Ruf, in den auch Bismarck einstimmen werde: „Es lebe der Kaiser und das Reich!“ Damit war die Besprechung zu Ende.“ Ob Chlodwig richtig notirt hat? Er läßt den Groß-

herzog eine seltsame Rolle spielen. Der war ja wirklich mitschuldig an Bismarcks Abgang. Hatte diesen Abgang vorausgesagt und gewünscht. (Am sechs- und zwanzigsten Oktober 1889 schreibt Hohenlohe ins Tagebuch: „Der Großherzog beklagte sich über Bismarck und sagte: ‚Der Kaiser hat den Fürsten auch bis hierher‘; dabei zog er die Linie nicht am Hals, wie es gewöhnlich bei dieser Redensart geschieht, sondern an den Augen. Der Kaiser wolle sich jetzt, so lange er ihn für die Bewilligung der Militärvorlage brauche, nicht mit ihm überwerfen; später werde er ihn nicht mehr halten.“) Und nur preussische Angelegenheiten sollen zum Bruch geführt haben? Am sechsundzwanzigsten März schreibt Chlodwig: „Der Großherzog von Baden behauptete gestern, daß die Ursache des Bruches zwischen dem Kaiser und Bismarck eine Machtfrage gewesen sei und daß alle anderen Meinungsverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Aenderes, nebensächlich gewesen seien.“ Und diese Machtfrage war nur durch die Kabinettsordre vom Jahr 1852 entstanden, die noch heute in Kraft ist? Kaum glaublich. Kaum auch, daß der Großherzog, nachdem Bismarck grob geworden war, noch verjöhnlich gesprochen und einen Toast auf Kaiser und Reich ausgebracht haben soll. Zwei alte Männer in einem stillen Zimmer allein. Der Kanzler wird grob. Der Großherzog antwortet: „Stimmen Sie mit mir in den Ruf ein: Es lebe der Kaiser und das Reich!“ Die wunderbarste Szene, die sich träumen läßt. Si tacuisses, Chlodwig! Soeben erst hat ja Deine Chronik gemeldet: „Der Großherzog gab seine besondere Befriedigung über den Rücktritt des Reichskanzlers zu erkennen. Hätte der Kaiser diesmal nachgegeben, so hätte er jede Autorität verloren und Alles würde lediglich nach Bismarck geblickt und ihm gehorcht haben. Das sei nicht mehr zum Aushalten gewesen. Ueber den Artikel in den Hamburger Nachrichten war er ganz empört und nannte ihn eine Infamie.“ Einen Artikel, für dessen Verfasser er Bismarck hielt. Also: er freute sich als deutscher Patriot über die Entlassung des Fürsten, hatte sie ersehnt, fand sie im Interesse der Monarchie dringend nöthig und traute dem Entlassenen Infamien zu. Und dennoch eine Melodramenszene?

Bismarck hat (nicht mir allein) den Abschiedsbesuch anders dargestellt. „Daß ich in diesen Tagen nicht besonders gut aufgelegt war, ist am Ende begreiflich. Ich hatte ja nicht erwartet, nach dreißig ministeriellen Dienstjahren an die Luft gesetzt zu werden. Und ich wußte, daß der Großherzog dem jungen Herrn mehr als einmal gerathen hatte, sich von mir zu trennen. Wenn er mir's offen gesagt hätte, wäre man, unter alten Leuten, vielleicht zu einer Verständigung gekommen. Er hielt sich aber für verpflichtet, mir eine huldvolle Miene zu zeigen; noch, als hinter meinem Rücken längst Alles abgemacht war. Auch die Visite hatte ich wohl als einen letzten Gnadenbeweis anzusehen. Mir wäre,

rebus sic stantibus, die Begegnung mit einem deklarirten Feind weniger peinlich gewesen. Daß ich auf die gemeinsame Arbeit hin angesprochen wurde, nahmen die Nerven auch einigermaßen krumm. Die patriotischen Verdienste des hohen Herrn in Ehren: aber zu gleichen Theilen hatten wir die Geschäftssachen doch wohl nicht erledigt. Und als ich dann den Ausdruck des Bedauerns über die vorzeitige Trennung zu hören glaubte, kam der Gesichtschmerz, mein ältester Feind, und, bei solumilirtem Unbehagen, die aller Hoftradition widersprechende Andeutung, Seine Königliche Hoheit habe, wenn ich recht unterrichtet sei, doch selbst im Sinn dieser Trennung auf den Kaiser eingewirkt und ich könne deshalb mein Erstaunen über das Verleiden nicht verhehlen. Der Großherzog stand auf, nahm seinen Helm und ging stumm aus dem Zimmer. Das klingt glaublicher, menschlicher als Othlodwigs Bericht, hinter dem man den Vorhang fallen sieht.

Leute, die es wissen konnten, erzählten bald danach, der Großherzog bedaure seine Haltung und wünsche dem Reich den ersten Kanzler zurück. Das war vielleicht von frommer Loyalität erfunden. Betrübend bleibt's, daß der redliche Mann und tüchtige Fürst, der auf Badens Thron sitzt, für die Stunde, die seine größte werden konnte, nicht groß genug war. Und wenn er hundertfachen Grund zum Groll hatte, durfte er auf dessen unwirke Stimme nicht lauschen. Mußte zu dem Enkelsohn seiner Frau sprechen: „Vor Dir liegt ein langes Leben und Dieser ist alt. Lerne ihn ertragen. Deine Vorgänger habens gelernt. Gewöhne Dich in die Erkenntniß, für die ersten drei, vier Jahre wenigstens, daß er jede Sache, die winzigste wie die beträchtlichste, besser versteht als Du, dem alle Vergleichsmöglichkeiten fehlen, und daß er Konsequenzen stets sicherer ermisht. Dann wird er fast Achtzig sein und selbst nach Entbürdung verlangen. Rüge ihn, so lange Du ihn hast; nie wieder findest Du solchen Lehrer. Der ist kein Minister wie andere. Ohne Den wärest Du heute nicht Kaiser. Wenn er 1862 nicht Kopf und Kragen aufs Spiel setzte, stieg Dein Großvater vom Thron, Keiner hätte an die deutsche Frage zu rühren gewagt und Du herrschtest jetzt höchstens über einen anglisirten Preußenstaat Frihens. Du darfst ihm nicht mehr zumuthen als der alte König. Nicht fordern, daß er sich in Reihe und Glied stelle und einer unter Deinen Berathern sei. Dich nicht wundern, wenn er Dir nicht Alles sagt, was er plant. Du bist jung, hitzig und behälftst nicht leicht bei Dir, was Dich erfüllt. Du trägtst in die Politik Sentimentalitäten hinein, mit denen da nichts anzufangen ist, und hegst romantische Treuegefühle, die nicht erwidert werden. Du hast nur helle Tage erlebt und weißt, als reich er Erbe, nicht, wie unbequem sichs im Sturm auf einem Thron sitzt. Er hat achtundzwanzig Jahre lang richtig geführt und kennt jeden Schleichpfad, von dem uns Gefahr droht. Laß ihn, bis er morsch wird, gewähren und trachte einst-

weilen nur, ihm seine feinsten Künste abzugucken. Du hast Zeit, wirst an seinem Grab stehen und wohnst dann ruhig im Recht des Ueberlebenden. Wird das Warten Dir schwer, dann lies die Briefe, die Dein Großvater ihm geschrieben hat, und tröste Deinen Stolz mit dem Bewußtsein, daß es für einen jungen Regenten immerhin schon ein Ruhmestitel ist, einen Minister zu haben, um den die Nachbarschaft ihn beneidet“. Friedrich von Baden konnte so sprechen. Er war eingeweiht, hatte noch böse Tage gesehen; und Wilhelm verschloß sein Ohr damals nicht dem Rathe des Großvaters. Friedrich von Baden aber sprach: „Es handelte sich zuletzt nur darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regieren solle“. Sprach wie von einem romanischen Gassen-diktator von dem deutschen Mann, der für das Haus seiner Könige, für Monarchie und Dynastie mehr gethan hatte als je Einer, der im Gedächtniß lebt.

„Daß die Oeffentliche Meinung der Demokratie zufrieden ist, mich endlich los zu sein, wundert mich nicht sehr; trotz allgemeinem Wahlrecht und gehobener Lebenshaltung. Daß auch die Fürsten mich wie ein unbrauchbares Möbel weggeschoben haben, ist eine Erfahrung, auf die ich innerlich nicht eingedrückt war.“ Allmählich hat er sich mit ihr abgefunden, mit ruhiger Stimme die Geschichte seiner letzten Dienstjahre diktirt (eine Skandalwirkung ist von diesem ersehnten dritten Band nicht zu fürchten) und die hohen Herren, die, etwas scheu, zu ihm in den Sachsenwald kamen, artig, als sei er gestern huldvoll von ihnen verabschiedet worden, begrüßt. Und doch hatte Keiner für ihn den Finger gerührt. Keiner auch nur gefragt, ob vor dem Entschlusse zur Trennung des Reiches Wohlweislich bedacht worden sei. Nicht Einer von Allen. Die Legitimen fühlten sich freier, als der Genius ihnen nicht mehr im Licht stand. Die größten und die kleinsten Herren. Sogar der vornehme Onkel Chlodwig. Der uns nun enthüllt hat.

Er hat noch mehr enthüllt. Wenn sein Buch uns nur die höfischen Stimmungen klarer erkennen ließe, die zu Bismarcks Entlassung führten, wäre es kaum langer Rede werth; könnte es nur bestätigen, was hier oft erzählt worden ist. Nicht die Entschleierung alten Unheils giebt ihm die Bedeutung. Chlodwig schmunzelte, als Bismarck fiel. Chlodwig bebte für seine strafburger Pfründe, als Bismarck aus dem Bannbezirk ins berliner Kaiserthloß gerufen ward. Dieses Männlein konnte der deutschen Nation nicht zeigen, was sie im März 1890 verloren hat. Aber dieses Männlein sah überall fest im Vertrauen, durfte in jeden Winkel blicken, war in allen Palästen als der gute, treue, zuverlässige alte Onkel willkommen; und schrieb abends sorgsam auf, was am Tag vor seinem Ohr geschrien und geflüstert worden war. Dieser Notizenhaufe ist nun auf den Markt geschleppt worden. Wer einen fruchtbaren Gedanken drin zu finden hofft, wird vergebens suchen. Wer das Deutsche Reich Wilhelms des Zweiten kennen lernen will, wird mehr enthüllt sehen, als seine Eier zu schauen gewünscht hat.

Universität und Psychologie.

Um jedem viel sagenden Lächeln zuvorzukommen: selbstverständlich will ich hier vornehmlich *pro domo* reden. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die aus Sparfameit Dritter Klasse fahren und dann sich und Anderen vorlügen, sie hätten's gethan, um das Volksleben zu studiren. Für unsere Angelegenheit übersetzt: Hier wird von der Situation der Psychologie an den deutschen Universitäten gehandelt, nur zum Theil der Psychologie, zum anderen und erheblicheren Theil uns Psychologen zu Liebe. Natürlich ist das Geschick einer Wissenschaft nicht ganz unabhängig vom Geschick Derer, die sie treiben. Aber auf diesen Zusammenhang soll heute nur im Vorübergehen ein Streiflicht fallen, Wie immer nämlich auch die Psychologie sich befinden mag: die Situation der Psychologen ist äußerst schwierig geworden; und nichts spricht dafür, daß irgend eine „maßgebende Stelle“ sich ernstlich damit befaße, eine Aenderung dieser Situation anzubahnen.

Benutzen wir als Scheinwerfer, der die Lage trefflich erhellt, das Licht, das uns die Philosophen über ihr Schicksal, das Schicksal ihres Faches, aufgestrahlt haben. Die Philosophen (man vergleiche den hier vom Professor Lehmann veröffentlichten Artikel) rufen: Um des Himmels willen, wo soll Das hinaus mit der einseitigen Bevorzugung der Psychologie? Kaum hat diese Disziplin ihr Daseinsrecht erwiesen (zur Noth höchstens; man kann auch noch sein Fragezeichen dahinter setzen), so nimmt sie eine Professur für Philosophie nach der anderen in Beschlag; und wenn Das in dem selben Tempo so weiter geht wie in den letzten Jahren, dann wird die eigentliche Repräsentantin der Universitas litterarum (eben die Philosophie) in nicht langer Zeit zu Gunsten einer Spezialwissenschaft (eben der Psychologie) säkularisirt sein.

So sprechen die Philosophen. Und ohne Zweifel haben sie Recht; wenn sie auch ein Bißchen übertreiben. Kommt aber Jemand in einen Kreis von Psychologen, so mag ihm geschehen, daß er eine ganz andere Tonart vernimmt: so könne es mit der Ignorirung einer wichtigen Wissenschaft doch unmöglich weitergehen; selbst die semitischen Sprachen oder die Meteorologie böten bessere akademischen Chancen als die Seelenforschung; und am Ende werde sich der psychologische Nachwuchs in alle Winde, dorthin, wo die Lebensarbeit ihren Mann nährt, verlaufen. Doch ist zwischen den zwei Jeremiaden ein gewichtiger Unterschied. Im Bannkreis der Psychologie sind besonders die Strebenden und Hoffenden unzufrieden; und sie gleichen damit nur den Strebenden und Hoffenden aller Lager, denn der Weg nach oben geht jedem Menschen zu langsam. Die den Gipfel erklommen haben, die Ordinarien, klagen höchstens noch über die knappen Mittel, mit denen ihre Institute auskommen müssen.

Drüben sind es gerade auch die Ordinarien, die den Nothschrei anstimmen, und sie einmütig im Bunde mit Extraordinarien, Privatdozenten und Soldaten, die es werden wollen. Das giebt zu denken; und wer denkt, kann nur zu dem Ergebniss kommen: Die Philosophen haben schon darum Recht, weil sie die Dinge beim rechten Namen nennen und den Uebelstand richtig bezeichnen. Allerdings gehen sie mit Stillschweigen über ihr gerütheltes Maß von Mitschuld an der heutigen Verfahrenheit der Zustände hinweg.

Noch immer ist die Psychologie an den Universitäten deutscher Zunge ein Theil der Philosophie. Dieses Verhältniß ist obsolet. Daß man überhaupt noch darüber reden muß! So stark die Psychologie eines Hume, eines Herbart von der Philosophie dieser Denker beeinflusst, in wesentlichen Grundgedanken bestimmt war: die Seelenforschung, die mit den Experimenten von Ernst Heinrich Weber anhebt, in Fechners Psychophysik ihren ersten systematischen Aufbau erlebt, dann, unterm Einströmen der gewaltigen, von der Sinnesphysiologie geförderten Erfahrungsmassen, hauptsächlich von Wundt umgebaut und später von ihm, seiner Schule und vielen Anderen ausgebaut wird: die hat mit der Philosophie so viel und so wenig zu thun wie die Physik oder die Biologie. Möchte man selbst einräumen, daß ihre Ergebnisse fürs Philosophiren unmittelbarer werthvoll seien als die irgend einer anderen Wissenschaft (was man aber auch bestreiten kann), so ändert Das nichts an ihrer Unabhängigkeit, die doch nur berührt würde, wenn auch wiederum für sie die jeweilige Gestaltung der Philosophie wichtiger wäre als für die übrigen Forschungsmöglichkeiten; und davon ist keine Rede. Gegen diese Emanzipation aber haben die Philosophen sich Jahrzehnte lang hartnäckig gewehet, und als es nicht half, als einfach neben ihnen eine unabhängige Erfahrungswissenschaft vom seelischen Leben groß wurde, haben sie die Situation dadurch verwirrt, daß sie selbst eine zweite Psychologie, die philosophische, für sich weiter kultivirten, so etwa wie der alte Wolff in der Seelenforschung die Doppelte Buchführung, empirische und rationale, geübt hatte.

Das ist, was den Nothschrei der Philosophen etwas bestreblich klingen läßt. Jetzt, nachdem in ein Halbduzend Philosophischer Professuren Vertreter der modernen Wissenschaft Psychologie eingedrungen sind, wird den Anderen klar, daß die Psychologie eine Erfahrungswissenschaft sei, die mit der Philosophie nichts zu thun habe. Man kann darauf antworten: Wenn Jahrzehnte lang Philosophen „ihre“ Psychologie gelehrt haben, warum sollen nicht jetzt auch ein paar Psychologen „ihre“ Philosophie lehren? Die Psychologie ist nicht würdiger, im Nebenamt betrieben zu werden, als die Philosophie. Ihr habt die Psychologie gewaltsam mit der Philosophie zusammengeloppelt gehalten, als sie längst fähig geworden war, ihre eigenen Wege zu gehen; wendet sich jetzt diese Zwangsgese gegen Euch, wächst die wider ihren Willen zurück.

gehaltene Wissenschaft Euch über den Kopf, spricht sie höflich lächelnd ihr Ototoi que je m'y metto: Ihr habt's verdient!

Schadenfreude mag ein unvermeidlicher Affekt sein, ist aber niemals eine gute Beratherin für praktisches Handeln. Will die Philosophie die Psychologie loswerden: gut; nichts soll uns Psychologen willkommenen sein als die Lösung vom Gängelbände. Wird doch die Verkoppelung von Jahr zu Jahr unnatürlicher. Seht sie doch heute schon entweder auf Kosten der Philosophie oder auf Kosten der Psychologie, wahrscheinlich auf Kosten Beider und ganz sicher noch auf Kosten des Psychologen und seiner Schaffenskraft. Ein Blick auf den heutigen Umfang der Seelenwissenschaft läßt darüber kaum einen Zweifel.

Im Mittelpunkt steht die Experimentelle Psychologie, das A und O der modernen Seelenforschung. Sie allein wäre, als bloße Beilage zum Hauptgericht Philosophie genossen, ein schwer verdaulicher Bissen. Es genügt ja nicht, ihre Ergebnisse einigermaßen zu kennen. Denn all ihre Ergebnisse sind im Fluß, und wer mitten drin seine feste Orientirung behalten soll, muß die Fündung der Ergebnisse selber verfolgen und kritisch verfolgen können. Das heißt: er muß mit der Methodik vertraut sein. Die Methodik aber ist streng naturwissenschaftlich, mit technischen Feinessen gespickt, deren Niden und Tücken nur abschätzen kann, wer sie am eigenen Leib (richtiger: an der eigenen Seele) verspürt hat. Man muß an den Apparaten geseßen, sich mit ihnen gründlich herumgeärgert haben, um zu beurtheilen, was von ihnen zu erwarten ist; und um in diesem Urtheil einigermaßen firm zu bleiben, auch wenn das tägliche Hantiren für ein paar Jahre unterbrochen werden sollte (womit bei der Kartheit der experimentalpsychologischen Arbeitsstätten an den deutschen Hochschulen und der Unzulänglichkeit der meisten vorhandenen ja immer noch zu rechnen ist).

Neben der Experimentellen Psychologie im engsten Sinn steht die Psychophysik. Unter diesem Namen fassen wir all die Probleme zusammen, die auf die Beziehung von Physischem und Psychischem hindeuten. Auch hier hat sich ein Umschwung zu Ungunsten der nebenamtlichen Erledigung durch Philosophen vollzogen. Die Differential- und Integralspielerei der fechnerischen Zeit hat ja, Gott sei Dank, aufgehört; aber diese dekorative Mathematik lag dem Philosophen, der sich schon als Logiker, auch als Historiker, einigermaßen damit anstreunden muß, noch eher als ihr neuerer Erbsatz durch stark medizinisch gefärbte Formulierungen. Statt des Streites um die psychophysischen Maßmethoden haben wir heute den Kampf um die Lokalisation, um die Bedeutung der Hirnanatomie, um anthropometrische, phrenologische, Faserungs- und cellulare Methodik; und in Alledem muß der Psychologe, auch wenn ers persönlich nicht liebt, um so besser beschlagen sein, als er hier jeden Augenblick von Laien und lernbegierigen Schülern gefragt zu werden pflegt. Viele Ansprüche der Lokalisatoren lassen sich nur zurückweisen, wenn man genau weiß, wie sie ent-

standen sind, Ergebnisse und Methoden der Hirnforschung mindestens kennt. Hier kommt der nicht medizinisch Gebildete schon arg ins Gedräng; hier winkt ihm die mühselige Einarbeitung in die Grenzwissenschaften der Psychologie, Anatomie, Animale Physiologie, Neuropathologie (von denen übrigens die Physiologie der Sinnesfunktionen schon für die Psychologie im engeren Sinn unerlässlich ist). Und was bedeutet diese Arbeit, wenn sie nicht im Sezirsaal und am Krankenbett, sondern am Schreibtisch und in der Vorlesung gethan werden muß! Sie wird den Psychologen, der nicht Arzt ist, die doppelte Zeit kosten, will er dem Mediziner auch nur einigermaßen in der Beherrschung dieser Dinge gewachsen sein.

Noch mehr vielleicht gilt das Selbe für die Psychopathologie, die neuerdings, in den Händen von Kraepelin, Ziehen, Sommer und ihren Schülern, in besonders enge Verbindung mit der Experimentellen Psychologie getreten ist. Wie sehr aber wird doch alle Psychopathologie von der Psychiatrie bestimmt, wie unsicher bleibt das Urtheil hier ohne einen Einblick in die Praxis der Seelenkrankheitskunde! Es ist kein Zufall, daß große Kliniker und Aerzte die moderne Psychopathologie (Manches aus der „Nervenheilkunde“, wie die Kapitel Hysterie und Neurasthenie, gehört zum größten Theil hierher) geschaffen haben. Wer in dieser Schöpfung arbeiten will, muß wenigstens einer „Einfühlung“ in klinische Gesichtspunkte fähig sein. Er muß, was hier wichtiger ist, die Zeit dazu finden. Heute schon und sicher noch viel mehr in der nächsten Zukunft wird ohne Vertrautheit mit den Ergebnissen und den Problemen der Psychopathologie das Können der Psychologen höchst fragmentarisch erscheinen. Man denke nur an all die kleinen und doch enorm wichtigen, namentlich praktisch und öffentlich so viel diskutirten Untersuchungsweige, die zwischen Psychologie und Psychopathologie aufgeschossen sind: Individualpsychologie, Vergleichende Psychologie, Kriminalpsychologie, Experimentelle Pädagogik, Didaktik, Aesthetik. Ich fürchte, schon bis hierher wird das Nebenamt Psychologie selbst für robuste Philosophenschultern zu schwer.

Mit der Völkerpsychologie (oder Sozialpsychologie) schließt sich der Kreis aber erst. Und sie, die dem Philosophen zunächst lieblich nah zu liegen scheint, fordert nun gerade heute die Vertrautheit mit allen bisher skizzirten Fragestellungen und ihren vorläufigen Beantwortungen, wenn mehr als eine oberflächlich psychologisirende Historie oder Soziologie herauskommen soll. Wundts Völkerpsychologie beweist es. Deutlich zeigt sich auch in den ganz jungen Problemkonstellationen der Völkerpathologie, wie sie vorläufig in der Pathographie und der Sozialpathologie, in der Untersuchung seelisch abnormer Persönlichkeiten und Massen, der pathologischen Genies und der geistigen Epidemien, ihren Niederschlag finden. Hier kann nur mitarbeiten, wer auf dem sichereren Grunde der experimentalpsychologischen, psychophysischen und psychopathologischen Ergebnisse steht. Aber auch wer nicht diesen Ehrgeiz hat, muß als Psychologe über diese Dinge Bescheid wissen.

Psychologie, Psychophysik, Psychopathologie, Völkerpsychologie, Völkerpathologie: Das ist ein so großer Komplex an Stofflichem und Methodischem, daß ihn die Lebensarbeit eines Einzelnen kaum bewältigen kann. Wer wollte bestreiten, daß bewegliche Geister daneben auch noch philosophisch einigermaßen up to date sich zu halten vermögen? (Nur exemplifizire man nicht auf das Phänomen Wundt; ein Forscher, der die Entwicklung seiner Wissenschaft zum großen Theil selbst gemacht, jedenfalls von Anbeginn an mitgemacht hat, steht außerhalb jeder Vergleichsmöglichkeit.) Aber auf sie darf man nicht die akademische Organisation zuschneiden. Schon darum nicht, weil das Wesen der deutschen Hochschule in der organischen Verflechtung von Forschern und Lehren besteht; der Hochschullehrer soll nicht nur reproduziren, sondern auf dem Gebiete, das sein Unterricht umspannt, auch produktiv sein. Das allein verleiht dem akademischen Lehramt seine über alle anderen Lehramter erhabene Würde. Giebt man dies Prinzip auf, so giebt man den Geist der deutschen Hochschule auf. Und man giebt es auf, wenn man den Hochschullehrer nöthigt, heterogene Wissens- und Arbeitsphären amtlich zu vereinigen. Was wird die Folge sein? Entweder er wahrt sich seine Produktivität in der einen: und dann bleibt der anderen die nothdürftigste Orientirung aus zweiter Hand vorbehalten; oder er opfert die Produktivität überhaupt zu Gunsten einer vielleicht staunenswerthen, doch sterilen Orientirung nach beiden Seiten. Einen dieser beiden Typen zu züchten, liegt nicht im Interesse der Hochschule.

Ergiebt sich aus diesen Erwägungen die Trennung von Psychologie und Philosophie als gebieterische Nothwendigkeit, so bleibt noch die Frage nach dem der Seelenwissenschaft anzuweisenden Platz. Münsterberg, der Psychologe von Harvard, ist mit seinem Laboratorium in die Emerson Hall, das Philosophische Institut seiner Universität, eingezogen, nicht weil ihm ein passender Raum fehlte, sondern weil er keinen passenderen zu kennen glaubt als den an der Seite der Philosophie; und Wundt hat ihm gerade über diese Nachbarskreue seine Genugthuung ausgedrückt: mit deutlicher Spitze gegen Alle, die der Psychologie ihren Platz unter den Naturwissenschaften anweisen. (Das hat vor Allen ja Rickert gethan, den sein Bestreben, die Kulturwissenschaft von dem Alb der Psychologie zu befreien, zu dieser Taktik nöthigte.) Auch ich glaube, wir würden uns recht einsam und gelangweilt fühlen, wenn man uns mit Physik, Chemie, Geologie, Astronomie und selbst Biologie zusammensperrete. Eher ließe sich schon die Versetzung in die Medizin erörtern. Doch in dieser Fakultät ist mit Recht Alles für den kranken Menschen und seine Heilung eingerichtet. Hier könnte das Geschick der Psychologie sein, eine bloße Hilfswissenschaft der Irrenanstalt zu werden. Das wäre ihr so wenig zu wünschen wie eine Existenz als Anhängsel der Philosophie. Die reichsten und lebendigsten sachlichen Wechselbeziehungen (bei allem naturwissenschaftlichen An-

strich der Methodik) bestehen eben doch zu den „Geisteswissenschaften“. Und so bleibt wohl, bei der alten Jungtgliederung unserer Universitäten, die Philosophische Fakultät noch immer der rechte Platz für die „psychologischen Wissenschaften“ (wie man schon heute besser statt „Psychologie“ sagen mag). Ihnen bleibe überlassen, in wessen Nachbarschaft sie sich dort heimisch machen werden. Nur ist eben Nachbarschaft etwas Anderes als Vereinigung. Aus einer schlechten Ehe ist schon manchmal eine gute Freundschaft geworden; aber erst nach der Scheidung.

Natürlich darf man nicht erwarten, daß dem inneren Gewinn, der bei dieser Emanzipation von den Philosophieprofessuren für die Psychologen herauspringen müßte, auch gleich ein eben so starker äußerer entsprechen werde. So viele Ordinariate für die psychologischen Wissenschaften (oder auch nur Extraordinariate mit Lehrauftrag), wie für die jetzt in philosophischen Ordinariaten sitzenden Psychologen nöthig wären, werden wir einstweilen nicht bekommen. Ein für Psychologie ertheilter Lehrauftrag ist unserer Wissenschaft und uns aber mehr werth als drei Lehrstühle, auf denen der Psychologe Philosophie lehren muß. Gebt nur einen einzigen Ordinarius für die psychologischen Wissenschaften, laßt ihn ein paar Jahre lehren und sein Existenzrecht erweisen: und die Sache wird en marche sein. Ist denn gar so schwer, diesen Einen zu berufen? Die Philosophie würde vielleicht, wenn sie die Gewißheit hätte, damit die psychologische Innoation los zu werden, gern eine der zahlreichen Doppelprofessuren, mit denen sie gesegnet ist, für das Experiment hergeben. Und die deutschen Universitäten sollten in einer Zeit, wo Lehrstühle für Kolonialrecht, Tropenmedizin und Soziale Hygiene in Frage kommen, durch die That zeigen, daß ihre Fortentwicklung nicht allein von den Bedürfnissen des Staates, sondern in erster Linie noch immer von der Rücksicht auf die Förderung der reinen Erkenntniß bestimmt wird.

Beräumen sie jetzt wieder die günstige Gelegenheit, so werden die Hoffnungen des jungen Psychologengeschlechtes sich von ihnen abkehren. Unser höchstes Bildungswesen ist ja längst in eine heftige Gährung gelangt. Allerlei neuartige Organisationen erscheinen. Und da sie mehr aus dem Strom des modernen Lebens als aus dem der Tradition gespeist sind, könnte den psychologischen Wissenschaften an Polytechniken oder Handelshochschulen, an medizinischen oder sozialwissenschaftlichen Akademien oder im Rahmen der noch nicht zu endgiltiger Form kristallisirten Bildungskurse einzelner Großstädte früher eine unabhängige und würdige Daseinsstätte bereitet werden als innerhalb der Universitas Litterarum. Am Ende wäre es nicht die Psychologie, die den Schaden davon hätte.

Karlruhe.

Privatdozent Dr. Willy Hellpach.



Die Frau und die Kunst.

Wo eine harte Werktagsarbeit nicht beide Geschlechter gleichmäßig ins Geschick spannt, kennt der Mann in seinem Verhältniß zur Frau nur zwei Formen, die selbst durch die sozial organisirte Kameradschaft der Ehe nicht wesentlich in Frage gestellt werden: er verachtet oder vergöttert. Zur Geringschätzung der Frau neigt der Mann, wenn er über sie denkt. Er merkt dann, daß ihr versagt ist, all die intellektuellen Fähigkeiten intensiv zu entwickeln, mit deren Hilfe der Mann sich dem Leben gegenüber behauptet, es nützt und sich darin ausbildet; und so kommt er scheinbar logisch zu dem Schluß, die Frau sei minderwerthig und eine Energie niederen Ranges. Zur Vergötterung treibt ihn dagegen die nicht begrifflich eingemauerte Anschauung und ein Gefühl, das im Selbsterhaltungstrieb wurzelt. Die Idealisirungsversuche, die der Mann im Verlauf der Geschichte so oft mit der Frau gemacht hat, sind nicht eine That der Stohmuth, sondern der Noth. Denn der Mann ist des Idealen bedürftig; und er findet es in der Frauennatur, weil diese in gewissem Sinn a priori ist, was er mit allen Kräften zu werden strebt.

Die Frau ist ein Mikrokosmos. In ihrer Mutternatur suchen alle Kräfte harmonischen Bezug; selbst einander feindliche Energien streben darin einer geordneten Ruhe zu. Die Frauenseele ist ein geschlossener Organismus, der schweigend und willenlos das Glück genießt, da zu sein. Willenlos, weil die Energie gebunden ist, nicht auf Erweiterung, Entwicklung und Vervielfachung zielt, sondern auf Zusammenschluß und Einheit. Der Verehrung würdig erscheint die Frau dem Mann durch die selben Eigenschaften, die ihm das Kind heilig machen. In Beiden ruhen alle Triebe der Menschennatur als Möglichkeiten; Beider Wesen ist lebendigste Totalität. Von der Frau wie vom Kinde wird diese Einheit, worin sich der Mann so gern spiegelt, zerstört, wenn der Entschluß reißt, bestimmte Kräfte vor anderen einseitig zu entwickeln. Denn eine solche Ausbildung des Besonderen ist nur auf Kosten der ursprünglichen Harmonie denkbar. Für das Kind männlichen Geschlechtes liegt eine innere Nothigung vor, die Einheit der Unschuld zu zerstören; nicht aber für die Frau. Dieser wird ihre innere Natur zu einem Schicksal, das sie nur auf Gefahr der Selbstvernichtung durchbrechen kann. Darum ist ihr das natürlich Nothwendige zur Sittlichkeit, zur Basis aller Schicksalgesetze geworden. Die Forderungen der Schamhaftigkeit und Unschuld, diese Forderungen, die die Frau an sich selbst stellt und worin der Mann sie unterstützt, sind nur Sicherungsversuche, weil unkeusches Wissen, unreine Erkenntnißarbeit ihre Einheit unfehlbar in Frage stellen.

Das Schicksal des Mannes ist dagegen, diese im Wesentlichen unbewußte Geschlossenheit, die auch er in der Kindheit erlebt, aufzuopfern, um sich dem Versuch hinzugeben, sie mit Anspannung aller Kräfte als ein Be-

wußtes wieder herzustellen. Des Mannes Sendung besteht darin, alle im weiblichen Mikrokosmos unter starker Spannung der Lösung harrenden Kräfte (diese Spannung erklärt die ewige, gegenstandslose Sehnsucht der Frau) zu befreien und sie zu Fähigkeiten zu entwickeln, was nur geschehen kann, wenn sie durch das Medium der Empirie bewußt gemacht werden. Da das Leben eines männlichen Individuums kaum ausreicht, um nur einige dieser unendlich vielen Kräfte bewußt auszubilden, so ist der Mann zu einer Arbeitsteilung gezwungen; er organisiert ein System, das die Ergebnisse des Einen dem Anderen nutzbar macht. Das Resultat dieser männlichen Arbeit ist die Weltgeschichte. Der einzelne Mann aber wird in solcher partikularistischen Thätigkeit einseitig und ist weit entfernt von der Harmonie: von der unbewußten, weiblichen, weil er diese verlassen mußte, um wollend zu werden, was die Frau willenlos ist; und von einer höheren, bewußten Harmonie, weil er als Einzelter zu schwach ist, um dieses ungeheure Resultat, das nur ein Produkt aller Kräfte sein kann, herzustellen. Wenn die unbewußte, willenlose Harmonie der Frau Natur heißt, so heißt die bewußte und gewollte des Mannes Kultur.

Während der Mann mit seiner partikularistischen Erkenntnißarbeit beschäftigt ist, bedarf er von Zeit zu Zeit eines Blickes auf eine Ganzheit, damit er nicht die Zuversicht verliere, seine Thätigkeit diene einem Gedanken der Vollkommenheit. Er braucht Symbole, woran er sich aufrichten und in deren Anblick er seine Isolirung vergessen kann. Zu solchen Symbolen werden ihm die Frau und das Kunstwerk. In der Frau verehet er die ungebrochene Natur als etwas Ideales; er wendet sich rückwärts, der schönen Ruhe zu, woraus er hervorgegangen ist, und erblickt darin ein Gegenbild seines (also: des allgemeinen) Endzieles. Und die Gebilde der Kunst werden ihm zu Symbolen des Idealen, weil in ihnen das jeweilige Ergebnis der Kulturarbeit Aller niedergelegt ist, weil sie die erstrebte große Idealarmonie am Besten zur Vorstellung bringen und das Wollen der vielen auf verschiedenen Erkenntnißwegen Gehenden als ein Verwandtes, als ein auf die selbe Idee Zielendes lebendig veranschaulichen. In diesem Sinn ist das Kunstwerk ein Nothgebilde des männlichen Partikularismus. Es wird ausschließlich von Männern für Männer gemacht und gehört der Frau nur insofern, als deren Instinkte mit den Bewußtheiten des Künstlers übereinstimmen, als ihre Natureinheit der Kunstseinheit verwandt antwortet und als sie selbst Etwas wie ein Kunstwerk ist. Nöthig aber ist der Frau das Kunstwerk nicht.

Wenn man die Lebensform der Frau einer mehr oder weniger, nämlich individuell unregelmäßigen Kreisfigur vergleichen kann, so gleicht die des Mannes einer vorwärtsdrängenden, zu einer weiteren Kreisgrenze radial hinstrebenden Linie; wenn der Entwicklungsprozeß dort dem einer Frucht gleicht,

die nach allen Seiten gleichmäßig im Raum schwillt, so gleicht er hier dem Wachsen eines Zweiges, der gerade nach oben strebt. Die Natur der Frau ist Zuständlichkeit, die des Mannes ist eine Willensbewegung. Darum wurde die Frau zur Hüterin des Hauses. Ihr ist der Mann nicht das Selbe, was sie ihm bedeutet: ein Ideal; sie sieht und findet im Mann vielmehr eine Wirklichkeit, mit deren Hilfe sie ihre Abgeschlossenheit zu der Welt in Beziehung setzen kann. Darum empfindet sie auch mehr monogam. Der Mann idealisirt weniger das Weib als das weibliche Prinzip, liebt mehr die Gattung als das Individuum; er verehrt, vergöttert wohl gar, aber verwächst nicht in dem Maß mit der einzelnen Frau wie diese, der die Begegnung zum Schicksal wird, mit einem bestimmten Mann. Die Frau kann ihre Art vielleicht auf verschiedene männliche Individualitäten einstellen, weil sie weniger einer Ergänzung bedarf als einer motorischen Kraft; ist die Entscheidung aber gefallen, so wird ihr die Wahl zu einem untilgbaren Erlebnis: sie wird Eins mit der Wirklichkeit, der sie sich hingiebt. Der Mann sucht in der Frau eine Idee; die Frau erblickt im Mann einen Willen, der ihrer Willenlosigkeit kategorisch den Weg bestimmt. Zum innersten Sein der Frau gehört darum auch, was der Mann so gern ihre Inkonsequenz nennt. In Wahrheit ist es eine Konsequenz ihrer Art nach, ja, ist sogar eine Konsequenz im höheren, im dichterischen Sinn. Die Frau versteht instinktiv Alles. Die starken Einseitigkeiten des männlichen Denkens bleiben ihr fremd, weil sie die Theile nicht intellektuell isoliren kann; sie trägt immer eine Ahnung des Ganzen im Herzen und setzt der Logik ein Gefühl entgegen, das auch solche Dinge berücksichtigt, die keine Logik berücksichtigen kann, ohne ins Uferlose zu gerathen. Darin berührt sie sich mit dem Künstler. Sie kennt deshalb auch nicht den männlichen Ehrbegriff, der Etwas wie ein Geländer für den schwanken, schmalen Pfad der partikularistischen Bestrebungen ist; sie ergreift das Höchste und Tiefste zugleich mit dem synthetischen Instinkt; die Pole der menschlichen Natur: Gott und Thier, liegen ihr näher bei einander.

Auch zur Kunst muß also die Frau ganz anders stehen als der Mann. Sie ist viel unbefangener und gelassener, denn ihr fehlt das Interesse, sich begrifflich der Idee und der Theile, woraus das Schöne entstanden ist, zu bemächtigen; sie geht den kurzen, direkten Weg über den Instinkt, und was sich ihr da versagt, Das erringt sie nie. Ihr Wesen erfreut sich, mitschwingend, am anmuthig Schönen; doch widersteht ihr, was vom Bemühen um diese Schönheit im Werk sichtbar ist. Das Titanische und das Groteske erschreckt sie und stößt sie ab. Wo der Mann gewaltige geistige Anstrengungen macht, um sich des Kunstwerkes zu bemächtigen, da betrachtet die Frau es wie eine Blume. Auch hier ist der Mann der Analytiker des Lebens; er kämpft um die Kunst, schafft das Werk innerlich nach: und diese Qual wird ihm zum

erhebenden Erlebniß. Auch streitet er mit Seinesgleichen unausgesetzt um die Formen des künstlerischen Ideals, weil er damit zugleich um den Sinn seiner Lebensanschauungen und der damit zusammenhängenden Thätigkeit streitet. Immer aufs Neue prüft er die in der Kunst seiner Zeit niedergelegte Synthese an seinem persönlichen Erleben und erzieht sich an einer Idee, die er, als Einer unter Allen, selbst schafft. Die Frau steht diesem Kampf innerlich fern. Sie begrüßt selbst überraschend neue Formen der Kunst wie etwas Selbstverständliches. Aber sie begrüßt das Minderwerthige meist eben so freudig wie das Bedeutende, weil sie kritische Macht über ihre Instinkte nicht hat, weil sie keinen Maßstab in ihrer Hand hält. Den Maßstab hat nur der denkende, wollende Mann. Darum unterschätzt sie stets auch die Anstrengung, die nöthig ist, um Kunstwerke hervorzubringen, und weiß nicht, wie weit der Weg von der Empfindung bis zur That ist. Ihr kommt die Anstrengung wohl gar unnütz vor, da sie deren letzten Zweck schon als Natur in sich trägt.

In dieser unbedingten Formulirung gelten solche Sätze freilich nur von der Frau, die ihre eingeborene Natur rein erhalten, ihr natürliches Wesen frei entfalten konnte. Sie allein aber darf als Typus gelten, da die Natur, trotz allen Abirrungen, immer wieder auf das Normale zurückkommt. Eine Betrachtung der normalen Frau allein zwingt zu der Schlußfolgerung, daß sie eine schaffende Künstlerin nicht zu sein vermag. Die Triebfeder aller künstlerischen Thätigkeit ist der Wille. Die Entstehung des Kunstwerkes ist nur denkbar auf dem Grund eines fanatischen Erkenntnistriebes. Der Mann erfüllt diese Voraussetzungen, indem er nur sein inneres Wesen unter dem Zwang des Geschlechtsgegesetzes entwickelt; versucht die Frau aber, ihm gleich zu handeln, so zersprengt sie ihre natürliche Form, ohne eine neue schaffen zu können. Denn ihr fehlen, mit dem männlichen Arbeitbedürfniß, auch dessen Organe. Sie vermag künstlerisch nur thätig zu sein, wenn sie männlich wird. Das heißt: ihr Geschlecht verleugnet. Sie muß ihre Natur, ihre Einseitigkeit opfern, — und damit dann jede Möglichkeit, original zu sein.

Ein lehrreicher mittelbarer Beweis für die Behauptung, daß die Frau nicht Künstlerin sein kann, liegt in der besonderen Art, wie sie von der Kunst als Objekt verwendet wird. Ihr Wesen hat sich in vielen Punkten eben so wenig als darstellbar erwiesen, wie es darstellend thätig sein kann. In einem seiner präzis gedachten Essais hat Paul Ernst gesagt, daß die Frau im Drama handelnd nur auftreten kann, wenn sie von Dichter vermännlicht wird. Die Triebfeder des Dramas ist der Wille, der auf dem Theater nur durch Handlungen darzustellen ist. Nun fehlt der Frauennatur gerade der handlungstrotze Wille, in dessen Thaten allein der Charakter vom Dramatiker dargelegt werden kann. Die großen Bühnendichter haben von je her ihren weiblichen Ge-

gestalten zur Hälfte wenigstens männliche Empfindungen verliehen; die weiblichen Rollen wurden früher nicht nur von Männern gespielt, sondern sie waren auch in entscheidenden Punkten männlich gedacht. Sind es bis heute. In der Bildenden Kunst kann das Wesen der Frau mehr objektiv gegeben werden, weil sie, besonders die Malerei, nicht ein inneres Sein schildert, sondern einen äußeren Schein, nicht den zeitlich zu betrachtenden Willen, sondern die räumliche Zuständigkeit. Doch ist es bezeichnend, daß in Zeiten hoher Kunstkultur die Frau auch von der Bildenden Kunst mit männlichen Zügen ausgestattet worden ist. Namentlich von der Skulptur. Weibliche Statuen aus der griechischen Frühzeit (Bettläuferinnen, Amazonen, Athenenköpfe) kann der erste Blick von männlichen oft nicht unterscheiden. Auch die Frauengestalten Michelangelos mußten ins Männliche schlagen, weil der leidenschaftliche Wille des Bildners nothwendig die konzentrierte Harmonie weiblicher Ruhe (dieser Ruhe selbst im Tanz) aufheben mußte. Andere Beispiele ließen sich aus der Gotik beibringen. Nur der Malerei ist es gelungen, ganz weibliche Frauen zu bilden, weil sie nicht an die Plastik der einzelnen Gestalt gebunden ist, sondern den Raum giebt, worin sich sehr wohl schöne Passivitäten bewegen können, ohne den Künstlerwillen in Frage zu stellen.

Mag die Frau nun vermännlicht werden, wenn sie im Drama Einfluß auf die Handlung gewinnen soll, so muß sie auch ihr Geschlecht verleugnen, wenn sie produzierend mit dem Künstler den Wettkampf wagen will. Thut sie Das aber, so zerstört sie unwiederbringlich eine Einheit, die in keiner Weise wiederherzustellen ist, weil für die Frau von ihrer unbewußten Harmonie nicht der schmalste Weg zur bewußten, durch analytische Arbeit erworbenen Harmonie des genialen Künstlers führt. In unseren Tagen wird viel von der Doppelgeschlechtigkeit jedes Individuums gesprochen. Bei der Frau ist die männliche Anlage, auch im Geistigen, freilich latent vorhanden; doch nur so, daß die natürliche Geschlossenheit damit gesprengt werden kann. Die Kraft reicht nicht so weit, daß ein Wettstreit mit dem Mann irgendwie Erfolg verspräche. Und eine seriöse Kunst der Frau für die Frau kann es nicht geben, weil dazu keine innere Nothigung vorliegt. Die Frau kann ihre Willenskraft so entwickeln, daß sie für den Kampf ums Dasein ausreicht; auf die Ziele einer vom Zweck genesenen Erkenntnißarbeit, die ihr gar nicht Ziele sein können, vermag sie ihre Energie aber nur unter Gefährdung ihrer Weibheit zu richten.

Die Erfahrung bestätigt, daß die Frau als Künstlerin immer mehr oder weniger arge Nachahmungen der Männerkunst liefert. Sie ist die geborene Dilettantin; im feinsten Sinn, wo sie genießt, im übelsten, wo sie produziert. In den Künsten, die den stärksten Sinn für reine Form fordern, in der Architektur und Musik, ist die schaffende Künstlerin überhaupt nicht zu finden. Die eigentlichen Gebiete des weiblichen Dilettantismus sind die Malerei, das

Kunstgewerbe und die Belletristik. Die Frau vermag nur ästhetisch zu bilden, wenn sie die Fühlung mit dem Stoff des Lebens, mit dem unmittelbar Zweckvollen nie verliert. Darum ist sie als Künstlerin Naturalist par excellence. Denn ein Naturalist ist Der, der den Stoff nicht in der Form zu überwinden vermag. Die Form ist das Ausdruckszeichen des Willens; da der Frau dieser formenbildende Wille fehlt, bleibt sie auf den Stoff angewiesen oder auf irgend welche Vorbilder. Sie muß nachahmen: die Natur oder die Kunst des Mannes. Selbst wenn sich ein reines Talent einmal bis zur Höhe selbständiger Produktion erhebt (ich denke an George Sand, Angelika Kauffmann, Rosa Bonheur, Annette von Droste-Hülshoff, Dora Hübner und Andere), kann doch von einer Richtung gebenden Leistung in keinem Fall die Rede sein.

Besseres leistet die Frau in den reproduzierenden Künsten: als Schauspielerin oder Musikantin. Eigentlich treibt sie jede Kunst als Musikantin. Aber auch nachempfindend vermag sie das Höchste nur ganz selten zu leisten. Die meisten berühmten Schauspielerinnen haben ihren Ruf nicht der künstlerischen Verwandlungsfähigkeit (worin doch wohl das Talent des Wimen besteht) zu danken, sondern der Liebenswürdigkeit ihrer weiblichen Natur, die freilich in ihrer Fülle oft beinahe wie Genialität zu wirken vermag. Sie spielen immer sich selbst. Ihr künstlerisches Kapital besteht oft nur in einem wunderschönen Lachen, einem ergreifenden Weinen, einer zu Herzen gehenden Stimme, in einigen schönen Bewegungen und bezaubernden Gewohnheiten. Die ganz wenigen großen Schauspielerinnen aber, die in der That mehr objektiv zu charakterisiren vermögen, nähern sich dem männlichen Wesen, müssen es schon deshalb, weil die Rollen, die sie zu spielen haben, vermännlicht worden sind. Oder sie sind ungenirte, nervöse Individuen, die dem „dritten Geschlecht“ angehören oder nahesteht; oder wohl auch Naturen, der russischen Katharina ähnlich, die durch Getüregewohnheiten einen Bruch zwischen dem Geschlechtlichen und dem Geistigen herzustellen wußte. Nicht anders steht es mit den berühmten Musikantinnen. Auch sie müssen Etwas wie eine freiwillige seelische Deflorierung vornehmen, um die intellektuelle Willenskraft zu entwickeln, die zur reproduzierenden Kunst großen Stiles nöthig ist. Sogar Sängerinnen, denen die schöne Stimme als Zufalls Geschenk gesendet ward, werden im Laufe des Studiums im Empfinden und Denken männlich, ohne daß sie doch großen Vortheil davon hätten. Auch wird die Kunstbegabung von der Frau fast immer durch Verkümmern oder Krankheit der Gebärgorgane erkauft; oder die pathologische Entartung läßt wohl gar erst das Talent entstehen. Eine genaue Statistik würde zeigen, daß wenigstens zwei Drittel aller Künstlerinnen mit Frauenkrankheiten belastet sind. Das geistige Wesen der Frau ist eben ganz abhängig von ihren Geschlechtsfunktionen; die körperlichen Veränderungen haben darum geistige und die geistigen Veränderungen körperliche im Gefolge. In

diesem Sinn ist der produktive Drang der Frau in der Kunst, wo er allgemeiner auftritt, ein Kennzeichen der Entartung.

Epochen großer Kunst kennen die Künstlerin nicht; sie ist eine durchaus moderne Erscheinung. In der ganz männlichen antiken Kunstwelt ist die Frau gar nicht denkbar; auch aus der Zeit der Gotik oder der Renaissance ist uns kein Frauennamen überliefert, der irgendwie für die Kunstgeschichte wichtig wäre; und nie hat man gehört, daß es in Arabien oder in Japan eine Frauenkunst gegeben habe. Selbst in der niederländischen Bürgerkunst des siebenzehnten Jahrhunderts konnte sich das weibliche Geschlecht nicht betätigen. Von der Gegenwart ist es dagegen zur Kunstarbeit geradezu gezwungen worden, weil es in den wirtschaftlichen Kämpfen mitspielen muß. Die moderne Künstlerin ist nur wirtschaftlich zu verstehen; nur in einer Zeit sozialer Formlosigkeit konnte die Frau ihrem natürlichen Wesen bis zu diesem Grade entfremdet werden. Durch Umstände, worüber sie keine Gewalt hat, wird sie ins Arbeitgetriebe der Männer verstrickt; und ist sie einmal darin, so finden sich leicht hundert Gründe, die beweisen, daß sie ein „Recht“ hat, es dem Mann in allen Dingen gleichzutun. Ein kompliziertes Gedankensystem ist gebildet worden, worin viel von der Jahrhunderte alten Knechtschaft der Frau und von ihrer endlichen Befreiung die Rede ist. Es ist ein schöner Zug, daß die emanzipierte Frau ihr heute leider nicht zu vermeidendes Schicksal, das sie in den Erhaltungskampf hineinstößt, in dieser Weise sittlich machen möchte; aber sie wüthet damit gegen sich selbst. Ungesund ist schon dieses jähe Ehrgefühl bei ihr, das überall eine Zurücksetzung mittelt; und krankhaft wirkt der Hohn, womit der Mann, seines „Egoismus“ wegen, verfolgt wird. Hinzukommt, daß es nicht bei dieser Entartung der Frauennatur bleibt. Der Kreis des gesunden Empfindens wird nie von einem Geschlecht allein durchbrochen; jedem Maximum steht ein Minimum gegenüber. Werden die Frauen männlich, so werden die Männer weiblich. Die geistig entartete Frau schwächt ihre Geschlechtsinstinkte und erzeugt eine Generation weichlicher Monomanen. Die Kinder müssen für die Verzerrung der Natur büßen; und es ist kein Äquivalent, wenn diese Kinder überreich mit Gaben und Talenten geboren werden, die pathologisch dem überreizten Nervensystem anhaften. Krankhafte Begabungen wachsen heute ja wild; sie bedeuten gar nichts für die wahre Kulturarbeit.

Solche Anschauungen gelten heute als altmodisch. Höhnisch wird, wer sie ausspricht, wohl gefragt, ob er sich eine Puppe wünsche, eine willige Skavin. Wer so fragt, weiß nichts mehr vom Adel der grade gewachsenen Frauennatur. Die Geschlechter können einander nur dienen, einander nur bereichern, wenn sie nicht armsüßige Gleichförmigkeit anstreben, sondern ihre Eigenart bewahren. Nichts Erquicklicheres giebt es für den Mann als den Anblick einer gesunden Frauenseele; er grüßt darin die Einheit der Natur. Das gegen-

wartfrohe Sein der Frau erfrischt den Arbeitenden wie Berg, Wald und See mit dem ewigen Himmelsgewölbe darüber; das kleine Universum einer weiblichen Frohnatur wird allem Wollen zum Spiegel, allem Streben ein Ziel, aller Weltdeutungslust zum Richtmaß. Sehr genial und stark oder sehr arm an Empfindung muß Der schon sein, der die frauliche Frau neben sich erbeugen kann. Wer glaubt, sie durch eine geschlechtlose Arbeitgehilfin ersetzen zu können, hat nie den Athem des Weltgeistes gespürt; und wer gar nur das Geschlecht sucht und den Geist verachtet, wird nie im Stande sein, ein Ganzes zu fühlen. Die Frau aber wird, je einheitlich gesünder ihre Natur ist, um so inniger auch den starken männlichen Willen suchen, ohne dessen Wirklichkeit sie zweck- und ziellos umherirrt wie ein vom Sonnensystem ausgeschlossenes Gestirn.

Der Moralist, der mit gehobenem Finger die Frau, von der jeder Tag mit unerbittlicher Härte schwere Arbeit fordert, auf ihre wahren Aufgaben hinweist, wird leicht lächerlich; grotesk aber ist der liberale Wortkämpfer, der sich zur Lebensaufgabe macht, den „mishandelten“ Frauen die Wege ins Gymnasium, in den Hörsaal, ins Atelier, in Werkstätten und Bureauz zu ebnen, der Manager der Emanzipirten, der auf Frauenkongressen zwischen Reformkleidern mitleidig fast geduldet wird und stolz darauf ist. Er ist schon so weibisch geworden, daß er sich und sein Geschlecht mit einer fixen Gerechtigkeitidee blindlings erdroffelt.

Von Rugen aber mag es in dieser wirren Zeit sein, auf das natürliche Verhältniß der Geschlechter wieder einmal hinzuweisen, damit das Unvermeidliche nicht auch als das Erstrebenswerthe erscheine.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Fremde Kinder.

Vor einigen Jahren hatte ich mich in einem Häuschen eingemietet, das in einem Fischerort weit draußen am Meer lag. Nach vielen Wenn und Aber war mir sogar gelungen, die Hausfrau zu bewegen, mich während meines kurzen Aufenthaltes mit des Leibes Nahrung und Nothdurft zu versehen. Ich lebte so in naher Berührung mit einer Familie, von deren Schicksal und Verhältnissen ich keine Ahnung hatte. Gleich von Anfang an hatte ich den Eindruck, daß Fragen keine gute Aufnahme finden würden. Darum stellte ich keine, ließ mich in keinerlei Gespräch ein, sondern verhielt mich vollständig neutral. Was ich erfuhr, hat mir der Zufall geschenkt.

Die Gewohnheiten der Familie unterschieden sich in keinem Zug von denen

anderer in ihrer Lage. Früh morgens pflegte der Mann auf den Fischfang zu gehen, spät am Nachmittag kam er zurück. Stets ging er dann an meinem Fenster vorüber, um die Frau und die älteren Kinder zur Mitarbeit am Reinigen der Netze zu rufen; stets tauschten wir bei dieser Gelegenheit einen stummen Gruß. Begegneten wir einander, so wurden nur die allernöthigsten Worte gewechselt. Die Frau sah ich öfter. Sie war eins der rüthigen Fischerweiber, denen keine Arbeit zu viel ist, die nie der Ruhe zu bedürfen scheinen. Jeden Morgen rief sie mich auf den kleinen Vorbau hinaus, wo ich meinen Kaffee trank, und während ich da saß, hatte ich Ruhe und Gelegenheit, sie bei der Arbeit zu beobachten. Ohne mehr als das Allernöthigste zu sprechen, ging sie ab und zu und brachte meine Stube in Ordnung. Sonst sah ich sie nur, wenn sie mich zu den Mahlzeiten rief. In ihrem Wesen lag, wie in dem ihres Mannes, Etwas von schweigender Zurückhaltung, die jede unbefugte Annäherung verbot. Von den Kindern, deren Anzahl ich niemals genau festzustellen vermochte, sah ich so gut wie nichts. Mit der Feinsichtigkeit, die das Volk Fremden und Gästen gegenüber zeigt, wurden sie fern gehalten, damit sie nicht störten. So lebte ich im Heim dieser Menschen denn fast ganz für mich.

Nach ein paar Tagen schien die abweisende Schweigsamkeit, die mich umgab, doch milder streng zu werden und freundlichere Formen anzunehmen. Zu eigentlicher Unterhaltung kam nie; aber der Gruß ward etwas ungewohnter, und als ich meinen Unterhalt für die ersten Tage bezahlt hatte, fühlte ich, daß sich eine gewisse Vertraulichkeit einstellte.

Das Wetter war beständig schön und öfter, als ich mir vorgenommen, hatte ich die Sonne hinter die niederen Schären verschwinden sehen. Noch dachte ich nicht an die Abreise. Die Ruhe und Abgeschlossenheit, worin ich lebte, hatten einen viel zu wohlthuenden Einfluß auf meine Nerven und auf die Arbeit, mit der ich beschäftigt war. Da hörte ich eines Abends aus dem Theil des Hauses, den die Familie bewohnte, Lärm; das Geräusch von Stimmen, deren Ton gedämpft klingen sollte, eben dadurch aber meine Aufmerksamkeit weckte. Dann ein Laut gleich einem erstikten Schrei oder Jammerruf. Und nun war Alles still.

Am folgenden Tag kam Thilda (so hieß die Frau) wie gewöhnlich, um mir zu sagen, daß der Kaffee fertig sei. Ein rascher, spähernder Blick streifte mein Gesicht, als wolle sie fragen, ob ich Etwas gehört habe. Doch entschlüpfte ihr kein Wort. Rasch und schweigend, wie immer, thut sie ihre Arbeit. Und als der Abend kommt, hilft sie nach alter Gewohnheit Johann Karlsön beim Reinigen und Aufhängen der Netze. Weder ihr noch sein Wesen zeigt irgend eine Veränderung. Gesprächig waren sie nie gewesen und zu besonderer Freundlichkeit ließ die Arbeit ihnen nicht Zeit. So vergingen noch ein paar Tage. Am dritten erhob sich ein scharfer Nordwest, der gewaltige Bogen gegen die Schären warf. Wir hatten schon Mitte August und das Wetter wurde nach und nach herbftlich.

Am Nachmittag sah ich Thilda hastig den Hang hinunter und seewärts gehen. Dort setzte sie sich und starrte auf das Wasser hinaus. Lange saß sie so, zusammengekauert, unbeweglich. Als ich mit meiner Arbeit für den Tag fertig war und zum Strand hinabging, um den Wellen zuzusehen, saß sie noch da. Sobald sie mich kommen sah, stand sie hastig auf, als schäme sie sich, hier von mir gesehen zu werden, konnte sich aber doch nicht entschließen, zu gehen.

„Haben Sie Angst um Johann?“ fragte ich.

Ein forschender Blick begegnete dem meinen. „Es wäre nicht gut für mich, wenn er wegbliebe“, erwiderte sie hastig.

„Er hat ‚Wegenwind‘,“ sage ich, um sie zu trösten; „vielleicht ist es bei dem Wetter schwer, das Reg zu bergen. Das braucht Zeit.“

Die Frau nickt. „Ich weiß schon. Aber ich hab’ immer so’ne Angst, wenn es stürmt. Mein Vater ist weggeblieben. Und ein Bruder auch.“ Ihr Gesicht drückte unsinniges Entsetzen aus. Daß ich ihr ein Fremder war und daß sie mich stets als Solchen behandelt hatte, schien nun ganz vergessen. Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Wenn ich drin sitze und den Sturm höre, hab’ ich noch mehr Angst. Und zuletzt muß ich daherunter. Was sollte aus mir und den Kindern werden, wenn er fortbliebe? Und dabei ist er gar nicht mein Mann und die Kinder sind auch nicht meine.“

Ich stupte und sah sie an. Sie stand vor mir, lang und hager, länger als der Mann, und frühzeitig alt. Aus dem Kopftuch flatterten ein paar Haarfezen im Sturm. Ihre Augen blickten an mir vorüber, hinaus übers Wasser, wo die Windstöße gleich schwarzen Wolken daherbrausten. Meine Ueberraschung schien sie gar nicht zu merken. Sie sprach ja von Dem, was ihr Leben war. Wie sichs nun einmal gestaltet hatte, so war es. Natürlich, einfach und fest schien ihr Alles. Daß Jemand über etwas so Einfaches, wie ihr Erlebniß, staunen könne, war ihr unbegreiflich.

„Ist Johann nicht Ihr Mann?“

Sie sah hastig seitwärts. Ueber ihr Gesicht flog es wie ein Erinnerung, daß zwischen Johann und ihr in den Augen Anderer vielleicht nicht Alles so war, wie es sein sollte.

„Mein Mann ist er schon. Aber verheirathet sind wir nicht. Er hat mich vom Festland herübergeholt, als die Frau tot war. Und seitdem wohne ich jezt da. Heirathen thut er mich nicht; und ich denke auch gar nicht mehr daran. Zwei Jahre sinds erst, seit ich da bin; aber ich komm nimmer los. Die Tage gehen, einer wie der andere, und ich habe mit den Kindern vollauf zu thun.“

Während sie sprach, schoß weit draußen in der Nacht ein Boot vor. Das Segel war gereift und ganz zusammengedrückt, so daß es aussah wie ein kleiner, schlapper Zeuglappen; trotzdem schlingerte das Boot heftig in dem starken Wind.

Die Frau wurde ruhig, sobald sie es erblickte. „Jezt kommt Johann“, sagte sie. „Jezt geh’ ich. Ich getrau’ mich nicht, ihm zu zeigen, daß ich Angst hab’. Er kanns nicht vertragen.“

Gleich darauf war sie verschwunden. Bald lag das Boot im Hafen und Johann schritt, klein und sehnig, den selben Weg hinan wie vorher die Frau. Sein Rücken war unter der Last der nassen, mit Tang gefüllten Netze gekrümmt.

Zwei Tage danach packte ich. Johann selbst sollte mich zum Festland hinübersegeln. Ehe ich abreiste, ging ich zum ersten Mal hinüber in die Stube, in der die Familie wohnte; während Johann das Boot zurechtmachte, wollte ich Thilda Lebewohl sagen. Sie hatte große Wäsche. Ein riesiger Kessel brodelte über dem Herd. Und in einem Augenblick sah ich das ganze Leben dieser Frau vor mir. Die Laß, die Unsicherheit ihrer Stellung, die Zweideutigkeit, die Schiefheit, die Armuth, die ganze Unmöglichkeit; all Das auf einmal. Und während ich stand und von Wetter und Wind sprach und mich für alle mir während meines Aufent-

halbes gezeigte Freundlichkeit bedankte, fühlte ich mich beklommen und nachdenklich und wünschte, wenigstens Etwas von Alledem sagen zu können, was man oft sagen möchte und doch nicht sagen kann und was ja, auch wenn mans ausspricht, nicht nützt.

„Was haben Sie neulich denn gemeint?“ fragte ich schließlich. „Als Sie sagten, daß Sie doch nie loskommen könnten?“

Das selbe ruhige Bewußtsein einer Thatfache, die sich nun einmal nicht ändern läßt, lag wieder auf dem Gesichte der Frau und klang aus ihrer Stimme, als sie erwiderte: „Hier Kinder hat er. Das jüngste ist drei und das älteste knapp zehn. Von denen kann ich doch nicht fort.“

Selten habe ich stärker empfunden, wie fest, bis zur Bewegungslosigkeit, Schicksal und Pflicht einen Menschen binden können. Hilflos und doch von einer inneren Kraft getragen, stand das Weib vor mir. Ihr ganzes Wesen athmete Ruhe.

„Haben Sie ihn denn so gern?“ fragte ich.

„Nein. Er ist böß und alt und häßlich. Und schlagen thut er mich auch. Ich würde es ja nicht sagen; aber ich weiß, daß der Herr es gehört hat. Ich hätt' auch dann noch nichts gesagt. Aber wenn Sturm ist und die Angst über mich kommt, weiß ich nicht mehr, was ich red'. Ich hab's mal, wie ich's hab'; mir kann Keiner helfen. Aber auch wenn Einer küm' und mir forthelfen wollt': ich könnt's nicht, — um der Kinder willen!“ Sie schweig eine Weile und trocknete das Seifenwasser von ihrer groben Hand. „Wenn ich fortginge: er würde keine Andere kriegen. Man kennt ihn zu gut!“

Ein paar Minuten später saß ich im Boot und betrachtete Johann, der das Rudern hielt. Sein Gesicht zeichnete sich scharf ab unter dem dunklen, verbrauchten Südwestler. In der ersten halben Stunde sprach Keiner ein Wort. Aber es sah aus, als ob Johann, wie er so saß und über das Wasser hinausschaute, das die Brise zu weißen Schaumklümmen peitschte, über irgend was nachdachte. Endlich sagte er bedächtig: „Es ist nicht leicht, wenn ein Mann mit kleinen Kindern allein bleibt.“ Ich nickte, fand aber keine Antwort.

Nach einer Weile fuhr Johann fort: „Thilda hat jedenfalls geschwätzt. Das kann ich mir denken.“ Furchen umzogen den Mund.

Auch darauf fand ich keine passende Antwort. Er wartete eine solche auch gar nicht ab, sondern fuhr fast im selben Athemzug fort: „Heirathen thu' ich sie nicht.“ Die Worte kamen mit einer Schärfe und Energie heraus, als fürchte er, auf Widerspruch zu stoßen. Aber sie kamen so überraschend, daß ich nur ruhig fragen konnte: „Warum?“

Er spuckte bedächtig aus. „Run ja . . . Warum? Weil ich nicht mag. Ist Das nicht genug?“

Run machten wir an der Brücke fest, wo ich den Dampfer erwarten sollte. Johann suchte mein Gepäc zusammen, empfing seine Bezahlung und sagte Lebewohl. Dann steuerte er wieder meerswärts. Ich stand auf der Brücke und begleitete ihn in Gedanken heim, zu der Hütte, wo das einsame Weib auf ihn wartete, weil sie die Kinder einer Anderen nicht mütterlos lassen konnte.

Stockholm.

Gustaf af Geijerstam.



Talma. *)

Ueber den „tragediante“ des Empire giebt es das Wort Chateaubriands: „Talma était lui, son siècle et les temps antiques“; und das Wort Goethes, von 1828: „So war denn Talma ganz zuletzt eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde. Talma gehört nun ganz eigentlich der neuesten Welt an; sein Bestreben war, das Innerste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht, jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäth wären! Wir selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete; eine bössartige, heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken, gelang ihm zum Besten. Doch war es ihm zuletzt von Natur nicht genug; man lese, wie er sich mit einem Tiber des Chénier zu identifiziren suchte, und man wird das Weirliche des Romantizismus darin finden“. Dieses Imperators Vater war ein holländischer Dienstbote aus Poix-du-Nord, der sich nachher in Paris zum Zahnarzt ausbildete; am fünfzehnten Januar 1768 wurde François-Joseph Talma in der Rue des Ménestriers geboren. Er ging in das Kolleg Louis-le-Grand und in das Kolleg Nazarin. Dann reiste er dem Vater nach, der sich in London eingerichtet hatte, und versuchte sich als Nero, Cinna, Brutus, Oedipus. Lord Harcourt wollte ihn für Drury-Lane engagiren; aber er soll der „Sultanin“, der braunschweigischen Gemahlin des vierten Georg, die ihn nach einer Legende, unsichtbar seufzend, als Droschman hörte, zu sehr gefallen haben. Er kam wieder nach Paris, heilte kranke Jähne und näherte sich zugleich Molé mit dem Projekt eines französischen Theaters in Englands Hauptstadt, einem Plan, der Mounet, Favart's Direktor,

*) „Französisches Theater der Vergangenheit, Szenen und Abhandlungen von Scudéry, Corneille, Scarron, Molière, Lesage, Diderot, Rousseau, Mercier“: so heißt ein Buch, das Herr Paul Wiegler (in der Sammlung „Die Fruchtchale“) bei H. Pieper & Co. Ende Oktober erscheinen läßt. Ein sehr hübsches Buch; und ein lehrreiches. Dieses altfranzösische Theater ist bei uns ganz unbekannt; und Diderot's Paradoxon über den Schauspieler (um nur ein Beispiel anzuführen) wird auch der Deutsche noch heute mit Nutzen lesen. Herr Wiegler, der Frankreich's Literatur gründlich kennt und gut schreibt, hat die Fragmente und Szenen sorgsam übersezt. Und dem Buch (das viele werthvolle alte Gravuren bringt) eine Einleitung gegeben, die man eine abgekürzte Chronik des französischen Schauspielers nennen könnte. Nicht immer gleichmäßig im Stil; doch von höchst amüsantem Inhalt. Ganze Schauspielergenerationen marschiren auf. Von Gringoire bis zu der Mars: welche der Hülle der Gesichter! Die Haupttähme sind gut charakterisirt; und von dem allzu weiblichen Erleben der schönen Theaterdamen ist so viel erzählt, daß ich fürchte, diese Altovengeschichten werden dem Buch einen Erfolg verschaffen; es verdient einen besseren. Ich habe zur Probe deshalb nicht die scharfe Charakteristik der Clavon gemißt, sondern die Silhouette, die Herr Wiegler von Talma bietet. Dem er vielleicht nicht ganz gerecht wird. Der Tragoede, der als Erster das Bedürfnis fühlte, einen Römer im Gewande des Römers zu spielen, war mehr als ein begabter Mime und wird im Gesichtsbuch des französischen Theaters stets sein Blatt behalten. Immerhin wird Wiegler's fest entworfene Skizze den meisten Lesern Neues bringen.

in Haymarket gecheitert war. Er wurde Zögling der Deklamationsschule. Mole pries ihm die Künstlichkeit, Fleury den Willen, Dugazon die Pantomime; er zeigte ihm auch seine Irregularität, die Festigkeit, mit der er, noch unfertig, sich schon in fremde Affekte stürzte. Am einundzwanzigsten November 1787 debutirte er als Seide; das Lob war nicht überschwänglich; man erkannte „günstige Anlagen“. So fielen ihm auch nur die Vertrauten, die confidentes, zu, mit oft fünf bis sechs Versen oder gar mit wenigen Silben; man fand, ein britischer Diener, den er mit chargirtem Accent gab, sei lustig. Im April 1788 wurde er als Soziatär zugelassen; gleich darauf trug er in der kleinen Rolle des Prokulus, in der Tragödie „Brutus“, als Erster eine römische Toga, einen Mantel, römischen Haarschnitt und römisches Schuhwerk. Die Komödianten strafte seine Ungebühr: sie löhlten ihn aus, als er ins Foyer kam. Jemand fragte ihn, ob er seine nassen Bettücher um die Schulter geschlungen habe, und die Contat rümpfte die Nase: „Qu'il est laid! Il a l'air de ces vieilles statues!“ „Aber, Talma“, warf die Bestris mitten in ihrer Rolle ein, „Sie haben ja nackte Arme!“ Er erwiderte, Das sei römische Sitte. „Aber Sie haben ja auch keine Hosen an“, fuhr die Bestris fort und zischelte ihm, als er bei seiner Erwidrerung beharrte, zu: „Cochon!“ Der Konflikt zwischen dem harten, ehrgeizigen Streber und den vorausahnenden Reibern loderte schon 1789 empor, als man gauderte, ihm Karl den Neunten in Chéniers Drama zu gönnen. Madame Guin, eine Kollegin, nahm sich des passionirten jungen Mannes an, des beau tonébreux, und prophezeite ihm: „Vous avez les yeux, l'action, le maintien de la fatalité“ Sie sollte Recht behalten. Am vierten November war die Aufführung; Talma hatte als scheinheiliger Mörder großen Erfolg.

Im Jahr 1790 schloß er eine bürgerliche Ehe mit Louise Carreau; sie war bei der wegen der Weigerung des Geistlichen um ein Jahr verschobenen kirchlichen Ehe fünfundsreißig Jahre alt und erklärte, sie sei fünfundszwanzig. Sie war mehr pikant als hübsch, sehr gaskisch und durchaus nicht prude gewesen; das Ficku ihres Rufens war um mindestens einen halben Zoll zu kurz. In ihrem Salon sah man Chamfort, Condorcet, Rivarol und die Theaterleute. Ein Kind hatte sie vom Vicomte von Ségur, einem Gorker, zweihundert Pfund ständige Jahresrente von Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans, einhundertdreißig Pfund Rente vom Advokaten Brudet, ein zweites Kind von dem reichlichen Edlen Antoine Maurice de Saint-Léger. Sie versägte über drei Häuser. An Talma geriet sie aus Liebe; ihn trieb der Leichtsin und die Aussicht, seine Schulden bezahlt zu sehen. Zwei kleine Talma-Carreaus kamen vor der Zeit; sie hießen beim Publikum, nach den Rollen des Vaters, Henri VIII und Charles IX und starben bald. 1790 traf er auch Bonaparte, einen „officier de fortune“, wie die Herzogin von Abrantès beschrieb, „mit schlecht gepuderten Hundsohren, einem schlechten, runden Hut, der ihm über die Augen herabfiel, mit schlechten, ungewickelten Stiefeln und gelbem Teint“. Die Beziehungen der beiden Männer verdichteten sich erst, als Talma schon drei Jahre aus dem Faubourg Saint-Germain verschwunden war, im Winter von 1794 auf 1795, bei Madame Tallien; sie hatten den Kull des Brutus und des Cassius gemeinsam, er gab dem Soldaten Billeis, wohl auch Bücher und Geld. Im Februar 1795 wurde Talma bezichtigt, er habe die Verhaftung der Pamelastruppe auf dem Gewissen; ein Brief der Contat reinigte ihn von diesem Argwohn. Erst 1800, bei Larives Rückzug, gebot er im neuen Théâtre de la République über alle großen tragischen Rollen des Reper-

toires. Im Jahr 1801 wurde seine Ehe mit der Carreau gelöst. Sie hat die Ceremonie geschilbert: „Wir sind im selben Wagen nach dem Amtshaus gefahren; während der Fahrt plauderten wir von gleichgiltigen Dingen, wie Leute, die aufs Land fahren; mein Galte reichte mir beim Aussteigen die Hand; wir setzten uns neben einander und unterschrieben, als sei es ein gewöhnlicher Kontrakt. Als die Sache aus war, begleitete er mich zum Wagen. Ich hoffe, sagte ich zu ihm, daß Sie mich nicht ganz Ihrer Gegenwart berauben werden. Das wäre allzu grausam; Sie werden mich manchmal besuchen, nicht wahr? Gewiß, antwortete er mit verlegener Miene, stets mit großem Vergnügen. Ich war bleich und meine Stimme bewegt, trotz allen Anstrengungen, die ich machte, mich zu bezwingen.“ Er heirathete 1802 seine Kollegin Karoline Bankhove, die geschiedene Frau des Musikers und Tanzmeisters Peit, die erzählt, er habe sie dem Robespierre adwendig gemacht und ihr, als sie sich eine Nadel in die Brust rannte, die Wunde ausgezogen. Im Jahr 1803 spielte er zum Benefiz für La Puffière in der Porte Saint-Martin, im ehemaligen Saale der Oper, vor dem Ersten Consul und vor Josephine. 1806 wurde er zum Professor am Konservatorium ernannt. Im Zenith stand er 1808, wo er in Erfurt, vor dem berühmten „Parterre von Königen“, vom „Bajazet“ bis zum „Cinna“ sein Repertoire vortrug. Napoleon schätzte ihn ungemein. Er hatte ihn, als er Kaiser geworden war, erwartet und sein Fehlen kommentirt: „Est-ce qu'il me boude aussi! Prétendrait-il faire le Brutus ou révolte? Il y a des titres. Il le joue si bien au théâtre“. Aber Talma meldete sich in der Hofuniform, in kastanienbraunem Frack, weißer Satinweste, kurzer, schwarzer Seidenhose, in Schuhen mit Goldbeslag, mit Federhut und Degen. Napoleon soll ihn versichert haben, sein Kaisermantel sei nicht der Mantel des Bergessens. Er wurde sein Lehrmeister und empfing ihn seitdem oft mit Worten wie diesen: „Ich freue mich, Sie zu sehen. Gestern haben Sie den Nero gut gespielt; man kann ihn anders spielen. Kommen Sie nach der Messe in mein Kabinett! Ich habe Ideen für Sie“. Den Sulla hat Talma nach der Gestalt des Korjen modellirt.

Im Jahr 1806 gab man „Otho“; zu seinem Tragoeden sagte Napoleon bei der Frühstückstafel: „Das war ein armer König, dieser Masderus“; und dann zu Herrn von Champagny, dem Minister des Innern: „Was ist Das mit den Juden? Wie ist ihre Existenz? Erhalten Sie mir darüber Bericht!“ So wurde am sechszwanzigsten Juli die erste Versammlung der jüdischen Notabeln einberufen. Ober der Kaiser dozirte: „Sie kommen oft morgens zu mir, Talma. Was sehen Sie? Prinzessinnen, denen man ihren Geliebten geraubt hat, Fürsten, die ihre Staaten verloren haben. Um mich her giebt es enttäuschten Ehrgeiz, brennende Rivalitäten, Katastrophen, im Grunde des Herzens verborgenen Schmerz, Kummer, der sich entlädt. Das ist die echte Tragoedie. Mein Haus ist voll davon. Und ich selbst bin sicherlich die tragischste Persönlichkeit der Zeit. Nun: sehen Sie, daß wir die Arme in die Luft heben, unsere Gekten studiren und äußere Größe affectiren? Hören Sie uns Schreie ausstoßen? Nein; wir sprechen natürlich, wie Jeder spricht, wenn er von einer Leidenschaft beherrscht ist.“ Zu Napoleons Befolge ist sein Verhältnis zu Talma, den er gern mit der Ehrenlegion geziert hätte, schein angehen worden. In Malmaison sagte der Leibarzt Corvisart, nach einer Anekdote Stendhals, zu dem Schauspieler, der im Süden auftreten wollte: „Können Sie nicht irgend einen Melodramenkomödianten entdecken, der wie Sie schwarzes Haar hätte und

kurzsichtig wäre? Er müßte außerdem etwas Neflichkeit mit den schlechten Bildern besitzen, die man auf den Boulevards von ihnen feilbietet.“ „Und was soll ich mit ihm machen?“ „Sie schicken ihn an Ihrer Statt in die Provinz: und er würde mehr Erfolg haben als Sie.“ Im Jahr 1811 füllte sich das Auge des Caesar mit Thränen, als Talma im „Hector“ von Lucie de Lancival die Verse sprach: „D'un Hector au borceau, Dieux, protégez l'enfance!“ Der Vater dachte an den König von Rom; das Publikum applaudirte. Im Dezember 1812 drang Talma in die Loge des Kritikers Geoffroy ein und züchtigte ihn für seine Rezensionen. Er gastirte 1813 in Dresden und las schon 1814 auf der Szene Verse von Brissot vor, die Frankreichs Dankbarkeit für den achtzehnten Ludwig betheuerten. Er reiste nach der Schweiz und erhielt 1816 eine königliche Gratifikation, wurde in Villo angefeindet, gastirte in Voulogne und mit der Georges in England, redete 1817 beim londoner Banket für Remble gegen die britische Regierung, zog 1818 ein Entlassungsgesuch zurück, spielte 1819 als Würdenträger der Freimaurerei in der Loge „Belle et Bonne“, mit der Duchesnois, vor der Statue Voltaires den vierten Akt aus dem „Oedipus“, reiste durch die Provinzen und durch Belgien, erhielt gegen die Verpflichtung zu brüsseler Gastspielen eine Rente vom König der Niederlande, griff in das Lustspielfach hinüber, fiel 1824 als Worcester in „Jane Shore“ gänzlich durch, hatte 1825 seine Abschiedsvorstellung im Saal der Oper, erschien am dreizehnten Juli 1826 in der Rolle Karls des Sechsten, gebrauchte die Kur in Engchien und starb am neunzehnten Oktober, gegen Mittag. Eingeweidekrebs war die Todesursache. Seine letzten Worte waren: „Voltaire! Comms Voltaire!“ und „Adieu!“

Geoffroy bemerkte bald, er sei ein Schauspieler, „qui n'est jamais dans la nature“, bald seine „zu familiäre Natürllichkeit“. Als Achille hat er seine Instinkte so entfesselt, daß er sich auf die Rolle nicht mehr besann. Er sprach, sprach brüsk, zerhackt, aber er sang nicht. Aus der „horreur anglaise“ rang er sich, wie Geoffroy zugestehet, in ein „tragique sage et mesuré“ durch. Er war nicht hell genug für den Eid, doch groß als budtlicher Dritter Richard, groß noch, als längst das Jugendgestüm seines Dreß, der Besorgniß für seine Gesundheit erweckt hatte, verflakert war. Nach dem Kritiker Mautice sind seine „six gestes“ ein Heben des Gürtels, das Reiben der Hände, das Kreuzen der Hände, ihr Pressen auf eine Schulter, das Abwischen der Stirn, ein Heben der Augen zum Himmel und ein Erzittern mit dem gebogenen linken Bein ... Die Sanhove sagte über ihren Gatten: „Il avait dans les idées un espèce de sauvagerie comme s'il étoit toujours vécu loin des hommes et loin de leurs institutions.“ Er schlief viel und ging aus dem Theater zu Fuß, am Arm seiner Frau, eine baumwollene Mütze um die Ohren, heimwärts. Lamartine giebt das imposante Croquis: „Sein Hals war nackt und ließ fürs Auge frei die strotzenden Muskeln schwellen und die starken Adern, die Kennzeichen eines soliden Knochenbaues und einer männlichen Energie der Struktur. Seine allbekannte Physiognomie hatte schon den Umriß einer Medaille; nach Form und Teint erinnerte sie an die Bronzen des späteren römischen Kaiserreiches. Aber diese römische Maske, die, wenn er auf der Szene war, seinen Zügen aufgesetzt zu sein schien, fiel von selbst herab, wenn er den Schlafrock anhatte, und man sah dann nur einen breiten Kumpf, große, sanfte Augen, einen schwermüthigen, feinen Mund, etwas herabhängende, ein Wischen schlaffe Wangen von matter Blässe, ruhende Muskeln, die an die Federn eines nicht mehr gebrauchten Instrumentes erinnerten.“

Theures Geld.

Seit sieben Jahren hat die Reichsbank nicht schon im Oktober ihren Diskont auf 6 Prozent erhöht, wie sie jetzt gethan hat. Im Jahr 1899 hatten wir Hochkonjunktur und der amtliche Wechselkurs erhöhte sich gegen Ende des Jahres noch bis auf 7 Prozent. Dieser Zeit vergleicht man gern unsere Tage, in denen es der Industrie so gut geht, und hofft, auf sieben magere Jahre nun sieben fette Jahre folgen zu sehen. Einen Unterschied aber giebt's, einen wichtigen, zwischen damals und heute: die Börse sieht den Dingen jetzt mit kühlerer Gelassenheit zu. Die Lehren von 1899 und 1900 sind nicht spurlos an der Spekulation vorübergegangen. In den Erläuterungen, die der Reichsbankpräsident in der Sitzung des Centralausschusses gab, ist von der ungemein starken Beschäftigung der Industrie und dem dadurch bewirkten inländischen Kapitalbedarf die Rede, aber nicht von spekulativen Uebertreibungen. Die Börse wird nicht beschuldigt. Das gerade zeigt den Ernst der Situation. Hunderte von Millionen fließen in der Industrie und sind in ihrer Rentabilität gefährdet, wenn hoher Zins die Beschaffung des für die Weiterführung der Betriebe erforderlichen Credits erschwert. Gewiß sind 6 Prozent Bankdiskont eine Last für den Kaufmann, Industriellen und Landwirth. Aber die Reichsbank hat die Währung zu schützen und muß in solcher Zeit deshalb die Schraube anziehen; wohin kämen wir, wenn sie ihre Noten nicht mehr in Gold einlösen könnte? Ich habe hier schon einmal nachzuweisen versucht, daß die Reichsbank stets eine den öffentlichen Interessen dienende Diskontpolitik getrieben hat; sie thut es auch heute. Der Tadel ihres Verhaltens ist unbegründet. Der Reichsbankausweis vom dreißigsten September zeigte im Zeitraum von sechs Tagen eine Verschlechterung von rund einer halben Milliarde gegen den Status der vorangegangenen Woche. Der Betrag der umlaufenden Noten hatte mit über 1700 Millionen Mark eine Rekordziffer erreicht und die Noten waren nur noch mit 39 Prozent metallisch gedeckt. Da der Metallvorrath keine volle Goldreserve ist, sondern zu etwa einem Viertel aus Thalern und Scheidemünzen besteht, waren am dreißigsten September zur Deckung von 1700 Millionen Mark Papiergeld und 590 Millionen Mark Depositengelbern kaum mehr als 500 Millionen Mark Gold vorhanden. Dieses Prozentverhältnis ist ungünstiger als bei den Banken von England und Frankreich, ungünstiger sogar als bei der Russischen Staatsbank. Müssen wir uns deshalb schämen? Nein. Die an sich unerfreuliche Thatsache beweist ja, daß die Reichsbank die Last, die ihr durch die wirtschaftliche Entwicklung der letzten zehn bis fünfzehn Jahre aufgebürdet wurde, allein getragen und ihre währungspolitische Pflicht dabei nicht vernachlässigt hat. Und diese Leistung verdient hohes Lob.

Der nächste Bankausweis, der vom sechsten Oktober, konnte nur geringe Rückflüsse in die Kassen der Bank konstatiren. Beachtenswerth war namentlich, daß der Metallbestand, der sich zur selben Zeit des Jahres 1905 um 23 Millionen vermehrt hatte, diesmal nur eine ganz unerhebliche Zunahme (ungefähr 800 000 Mark) zeigte. Dafür waren dem Institut 71 Millionen Mark an Depositengelbern entzogen worden und die Anlagen in Wechseln und Lombard waren fast zweieinhalbmal so groß wie der Metallbestand. Müßte der Diskonttag da nicht auf 6 Prozent erhöht werden? Die beiden Reichsbankausweise, mit der kurzen Decke für das umlaufende Papiergeld und die aufgenommenen fremden Gelder, mit den alle früheren Ziffern beträchtlich übersteigenden Anlagesummen, zeugen

für die Vernunft der Volkspolitik Noth. Daß über die Geldvertheuerung geklagt wird, ist begreiflich. In diesem Jahr war der niedrigste Reichsbankdiskont 4½ Prozent und der Jahresdurchschnitt wird nicht unter 5½ Prozent bleiben. Die Industrie hat also ihren Kredit theuer zu bezahlen; auf dem offenen Geldmarkt war der Zinsfuß freilich nicht so hoch wie bei der Reichsbank. Wenn die Privatdiskonten, aus Furcht vor nicht ganz risikofreien Anlagen und unter dem Druck eigener hoher Engagements, die alle verfügbaren Mittel aufgefangt haben, die Stillung des industriellen Kreditbedürfnisses nicht zum größten Theil der Reichsbank überließen, wäre die Kurve des Reichsbankdiskonts wohl nicht so rapid gestiegen. An dem Centralinstitut bleibt schließlich Alles hängen; und wenn es, um den anschwellenden Kreditbedarf einzudämmen, die Wechsel der Privatbanken abzuwehren versucht, dann greifen die Großbanken ein und rächen sich durch Schaffung einer auffälligen Spannung zwischen Privat- und Reichsbankdiskont. Auch diesmal ging der Privatdiskont an dem Tage, der die Reichsbankrate auf 6 Prozent erhöhte, auf 4¾ Prozent zurück, nachdem er am Tage vorher die Höhe des amtlichen Wechselzinsfußes (5 Prozent) erreicht hatte. Ob die Industrie nun auf dem offenen Markt finden wird, was sie braucht? Unwahrscheinlich. Die „Weltkonjunktur“ spricht dagegen. Eine außerordentlich rege Thätigkeit in allen Industrieländern, die das Gold aufsaugt wie der Schwamm das Wasser, soll ja, wie es jetzt heißt, die Ursache der Geldtheuerung sein. Ich glaube, der Blick auf die Heimath zeigt Gründe genug; draußen geht (wenn wir von America absehen) die industrielle Thätigkeit kaum über das Normalmaß hinaus. Wie aber kommt es, daß durch die gesteigerte Arbeit der Industrie das Geld theuer wird? Erstens ist die Circulation der Umlaufmittel langsamer als der Kreislauf der Waaren. Zweitens werden die Betriebe erweitert und technisch verbessert. Dann sind die Rohmaterialien theuer und die Arbeitskraft wächst im Werth umgleich schneller als die Rentabilität der Fabriken. Schon lange wird über die Höhe der Rohmaterialien und die wachsenden Ansprüche der Arbeiter geklagt. Von allen Seiten kommen Aufträge und auf Monate hinaus ist den Werken Beschäftigung gesichert; um das Bestellte liefern zu können, brauchen sie Geld: für Kohle, Rohmaterial, Arbeitslöhne. Die laufenden Einnahmen genügen dazu nicht; ohne Bankkredit kommt man nicht aus. Erst wenn die Waare abgeliefert und bezahlt ist, kann das so lange festgelegte Kapital wieder circuliren; inzwischen hat der Zinsfuß sich, im Verhältnis zur Höhe der Investitionen, erhöht. Die Diskonterhöhung rüth, die Kapitalansprüche einzuschränken. Das ist ohne Nachtheil nur da möglich, wo es sich nicht um dringenden Geldbedarf handelt; wo das Bedürfniß drängt, muß der Unschuldige oft mit dem Schuldigen leiden. Schuldig ist, wer falsch disponirt, das erforderliche Kapital nicht zur rechten Zeit und nicht in richtig abgetheilten Beträgen aufgenommen, also dazu beigetragen hat, den Status der Reichsbank ohne Noth zu belasten. Die Gefahr hohen Bankdiskontes wird vielfach wohl überschätzt. Nur ungesunde Unternehmungen verlieren, wenn ihnen die künstliche Blutzufuhr entzogen wird.

Das Geld wäre nicht so knapp, wenn nicht so viel ins Ausland gegangen wäre. Wir kaufen ganze Ballen fremder Papiere; das Ausland zeigt für unsere Effecten nicht solche Neigung. Das Bewußtsein, daß Deutschland, um seine Anleihen unterzubringen, die fremden Geldmärkte nicht braucht, mag das Nationalgefühl stärken; die Vorliebe für egotische Werthe wird nachgerade aber gefährlich. Wenn wir unser Geld im Land behielten, bräuchten wir nicht in jedem Herbst und Winter unter Geldbeflemmungen zu leiden. Das deutsche Kapital, das ins Ausland geht,

kräftigt obendrein dort das Geschäftsleben auf unsere Kosten. Die fremde Industrie wird leistungsfähiger, unsere hat stets wachsende Lasten zu tragen. Dazu kommt, daß ein unkluger Kampf gegen die Wörrenspekulation große Summen über die deutschen Grenzen treibt. Der Nutzen der deutschen Börsengesetzgebung ist beträchtlich: fürs Ausland; in der Heimat bewirkt sie nur, daß die nach Kredit Hungrigen sich den Schwächtriemen fester schnallen müssen. Wichtig ist ferner die Art, wie das Reich sich die ihm nötigen Kredite beschafft. Die Anleihepolitik des Reichsschatzamtes ist ja bekannt genug. An der frühen Diskonterhöhung, überhaupt an der Verteuerung des Geldes ist das Reich mitschuldig. Im April 1906 kamen 560 Millionen Mark 3½ prozentiger Reichsanleihe und preussischer Konsols auf den Markt; zu ungünstigster Zeit. Der Reichsbankdiskont betrug 5 Prozent; und die Folge der Emission war, daß die 560 Millionen heute noch nicht fest untergebracht sind, sondern zum großen Theil noch in den Tresors des Uebernahmekonfortiums ruhen. Trotzdem dieses Konfortium große Beträge der neuen Anleihen aufgenommen hat, um den Kurs zu halten (der Zeichnungspreis für die am fünfzehnten Oktober frei gewordenen Sperrkäufe betrug 100 Prozent), ist der Kurs jetzt doch um mehr als 1½ Prozent niedriger und das Konfortium konnte sich noch nicht auflösen. Diese untätig liegenden Millionen haben natürlich die Bewegungsfreiheit der Bankkapitalien eingeschränkt; sie waren für andere Zwecke nützlicher zu verwenden. Auch wurden beständig Schatzanweisungen an die Reichsbank begeben und dadurch die Effektenbestände der Bank auf ziemlich hohem Niveau gehalten. Die Geldmittel der Reichsbank haben aber nicht die Bestimmung, dem Schatzamt als Surrogate für fundirte Anleihen zu dienen. Die Regierenden haben von den Bedürfnissen des Wirtschaftens eben keine Ahnung und hindern die Entwicklung, statt sie zu fördern.

In Amerika ist anders. Da greift der Schatzsekretär nach den gewagtesten Mitteln, um den Goldhunger der Spekulation zu stillen. Der ungeheure Goldbedarf der Vereinigten Staaten ist eins der für den internationalen Geldmarkt wichtigsten Momente. Wir sehen den Markt jetzt besonders durch die Ansprüche der Industrie belastet; bald aber kann Amerika wieder hohe Forderungen an die europäischen Goldreserven stellen. Die londoner Diskontpolitik, die ja in erster Linie gegen die Gefahr amerikanischer Goldentziehungen gerichtet sein muß, ist bei uns aufmerksam verfolgt worden, weil man mit Recht annahm, ihre Entschlüsse würden auf die unserer Reichsbank wirken. Jetzt, bei einem Diskontsatz von 6 Prozent, ist für uns die Frage nicht mehr so wichtig, ob die englische Bankrate 4 oder 5 Prozent beträgt. Anfang Oktober wurde die Bank von England von einer solchen Fluth amerikanischer Finanzstratten überschwemmt, daß sie sich zu einer außergewöhnlichen Maßregel genöthigt sah: sie entschloß sich zu differenzieller Behandlung der amerikanischen Wechsel und nahm sie nur noch ½ Prozent über den Banksatz auf. Dieses Verfahren wird manchem ehrlichen Diskontpolitiker nicht gefallen; hätte aber den gewünschten Erfolg. Der Goldabfluß ließe nach. Ich glaube nicht, daß die deutschen Großbanken diese Diskontirungsart in ähnlichen Fällen anwenden würden. Die geschäftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten würden darunter leiden; und Deutschland ist noch nicht so weit, daß es diese Beziehungen entbehren kann. Ein Trost bleibt uns: ein Diskont von 6 Prozent erleichtert Angriffe auf das Gold der Reichsbank nicht. Industrie und Handel aber müssen sich an den Gedanken gewöhnen, daß in den nächsten Monaten der Zinssatz nicht niedriger werden wird. Mancher Geschäftsmann kann da zeigen, was er als Finanzstrategie zu leisten vermag. V a d o n.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für
Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).
 Literat: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen-
 und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in geweiherständlicher
 Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn
 Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefäße u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

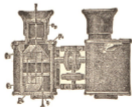
Circus Busch

Täglich Abends 7½ Uhr
„Aus der Pussta.“

Original-Manege-Schaustück aus dem ungarischen Steppenleben in 2 Acten.
 1. Act. **Die Hochzeit in der Czardus.** 2. Act. **Die tolle Jagd.**
 Mons. Rome o: **Überfahren eines lebend. Menschen m. e. 70 PS. Fiat-Automobil.**
 (Gewicht 30 Ztr. und 4 Insassen)

Die grösste Tiger- u. Löwengruppe (noch nie gezeigt)
 im Ringkampf mit dem Dompteur Willy Peters.
 Auftreten sämtl. neugegag. Künstler und Künstlerinnen und dem Riesen-Gala-Programm

Goerz-Triöder-Binocles



Bis jetzt ca. 100 000 Stück geliefert.

Prismen-Fernrohre für Theater, Jagd, Reise, Sport, Militär und Marine. Unübertroffen an Bildschärfe. Viernial grösseres Gesichtsfeld als Operngläser alter Construction. In vielen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen.

Erhältlich bei den Optikern aller Länder und bei

Optische
Anstalt

C. P. Goerz

Aktien-
Gesellsch.

Berlin-Friedenau 56.

LONDON

NEW YORK

PARIS

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 19. und Sonntag, den 21./10.

Der Liebeskönig.

Sonntag, den 20. und Montag, den 22./10.

Das Wintermärchen.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 19., Sonnabend, den 20., Sonntag,
den 21., Montag, den 22./10.

Die Hochzeit von Poel

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Kammerspiele

des Deutschen Theaters

Eröffnung Mitte Oktober

mit Ibsen's „**Gespenset**“

Prospekte mit allem Details über Repertoire,
Abonnementsbedingung etc versendet **kostenlos**
das Bureau des Deutschen Theaters.

Thalia-Theater

Täglich: Anfang 8 Uhr.

Wenn die Bombe platzt.

Sonnt. 4. 20./10. Nicht. 3½, E. Charleys Tante.

Theater des Westens.

Freitag, d. 19./10. 7½ U. Die Zauberflöte

Sonntag, den 20./10. 7½ Uhr Der Bettelstudent.

Sonntag, d. 21./10. 7½ U. Die Fledermaus

Montag, d. 22./10. 7½ U. Stradella. Schöne Galathé

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.

Freitag, d. 19./10. 7½ U. Der Waffenschmied

Sonntag, d. 20./10. 7½ U. „Fra Diavolo.“

Sonntag, d. 21./10. 7½ U. Der Barbier v. Sevilla

Montag, d. 22./10. 7½ U. Der Troubadour

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Holländer.

Bender.

Joseph.

Nassary.

Giampietro.

Phila Wolf.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20. Am Rosenthaler Thor

Täglich Abends 8 Uhr

Das lustige Spezialitäten-Programm

Eheschliessungen in England.

Führer d. d. betz. Gesetze und Ratgeber

für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag:

Brock & Co., 90 Queen St. London, E. C.

Wein-Restaurant

Leipziger Straße 94

— Otto

Mamsch

I. Etage. Täglich: Künstler-Concert. I. Etage.

Friedrich Thomée Aktien-Gesellschaft zu Werdohl.

M. 1 200 000. — auf den Inhaber lautende Aktien

Friedrich Thomée Aktien-Gesellschaft zu Werdohl

1200 Aktien à M. 1000. — No. 1—1200

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. Prospekte sind bei uns erhältlich.

Bergisch Märkische Bank. Elberfeld.

Abraham Schlesinger. Berlin.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Eröffnung 20. Oktober 1906.

Eröffnung 27. Oktober 1906.

Komische Oper

Freitag, d. 19./10. 8 U. **Hoffmanns Erzählungen**
Sonnabend, den 20./10. 7½ Uhr **Premiere**

Lakmé

Sonntag, d. 21./10. 8 U. **Dieselbe Vorstellung.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 19., Sonnabend, den 20. und
Montag, den 22./10. 8 Uhr.

Ein idealer Gatte.

Sonntag, d. 21./10. 8 U. **Man kann nie wissen.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

folies Caprice

Lindenstr. 122 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.

Täglich: **Das Provinzmädel.**
Das Modell. Anfang 8 Uhr.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 19., Sonnabend, den 20., Sonntag,
den 21. und Montag, den 22./10. 8 Uhr.

Verwehte Spuren

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Der Familientag.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

Sensationeller Erfolg

des
Eröffnungs-Programm!
Täglich II—4 Uhr. Entree 3,20 M.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenkranken u. Entziehungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geteilte Anstalt mit
familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow. J. 55.**

Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer **gediegenen,**
vornehmen, stilgerechten

Wohnungs-Einrichtung

empfiehlt sich die **altrenommierte Firma**

Societät Berl. Möbel-Zischler

Dekorationen und
:: Teppiche ::

Sonderausstellung von Speisezimmern,
Herrenzimmern, Salon und Schlaf-
zimmern von 300 M. an

Kopien antiker
:: Möbel ::

Berlin SW., nur a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Deutsche Kabelwerke Aktiengesellschaft in Berlin.

M. 1,500,000.— neue Aktien

mit halber Dividendenberechtigung pro 1906 der

Deutsche Kabelwerke Aktiengesellschaft zu Berlin

No. 2001—3500 zu je M. 1000

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.

Berlin, im Oktober 1906,

Georg Fromberg & Co.

Klinik (Sanatorium) für Berlin.

Gallensteinkranke mit Kurhaus

Nieder-Schönhausen

(Magen-, Darm-, Leberleidende).

Einheitliche Behandlung.

Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.

Idyllischer gesunder Landaufenthalt zur

Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage

im Königlichen Park Beste Verpflegung.

Dr. E. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarkleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

„Sarotti“ Chokoladen & Cacao-Industrie, Aktiengesellschaft.

Die Auszahlung der für 1905/06 auf 11 pCt. festgesetzten Dividende erfolgt von heute ab bei der **Gesellschaftskasse**, der **Berliner Handels-Gesellschaft** und den Herren **Georg Fromberg & Co.** gegen Einreichung des Dividendenscheines pro 1905/06.

Berlin, den 11. Oktober 1906.

„Sarotti“ Chokoladen- & Cacao-Industrie, Aktiengesellschaft.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XIV. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung Greiner & Pfeiffer in Stuttgart betreffend

Der Türmer Monatsschrift für Gemüt u. Geist,
Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuss.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Cabinet-Comet
Graeger
Secht
 Gold Silber
 Zu beziehen durch
 alle Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sept. Kellerer
 Hochheim a. M.

Nervenschwäche der
 Männer
 Ausführliche Prospekte
 mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
 gegen Mk. 0.20 für Porto unter Couvert
 Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
 Romanen etc. bitten
 wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
 teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
 kation ihrer Werke in Buchform, mit
 uns in Verbindung zu setzen.
 15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
 Modernes Verlagsbureau Curt Wismar.

Eisbärfele sind nicht besser aber
 teurer als meine Seid-
 schneiderfele „Barte Eisbär“; feinste Saton-
 teppiche, ebenfalls geremigt, geruchlos, dien-
 end weiß oder silbergrau, etwa 1 1/2 m groß
 3 Mk. Vorlagen 6 u. 7 Mk. bei 3 Gt. fr. „Profa“
 m. Zierstein. fr. W. Heino, Lünamühle 21, 55
 bei Schneverbirgen (Kümb. Selbe).

Fusschweiss auch Hand- und
 Achselschweiss
 sofort gernehs und normal durch
 „Miotan“
 (gesetzl. gesch.) ganz unschädlich, Frank-
 Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
 Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
 Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

**Herbst- Trauben-
 Winterkuren**
Oberwaid
 bei St. Gallen (Schweiz) ob. d. Bodensee.
 Sanatorium I. Rgs.
 nach Dr. Lehmann.
 Günstige Erfolge; auch
 für Erholungsbedürftige; und
 zur Nachkur geeignet. Aller Kom-
 fort, elektrisches Licht, Zentral-Heizung,
 2 Aerzte, 1 Aerztin. Illustrierter Prospekt frei.

Geschäftliche Mitteilungen.

Kurhaus Nieder-Schönhausen bei Berlin der Klinik-Sanatorium
 bietet bei operationslosen Kuren der an **Gallensteinen** und Magen-, Darm-, Leber-Compli-
 cationen Leidenden, bei den hierdurch Nervösen oder mit anderen Zufällen Behafteten ein
 sehr empfehlenswertes Heim. Angestattet mit allen Hilfsmitteln moderner Behandlung,
 wie Diagnose, (Röntgenapparat, Gymnastischer Saal, Wasser, Elektro, Vibrationstherapie,
 Franklisation, Wechselströme etc.) neben vorzüglicher Diät und Küche wirkt das Kurhaus
 durch seine Lage im alten königlichen Parke, weithin durch seinen Baumbestand und
 seine gute Luft, wie ein Gebirgsaufenthaltsort. Berlin in 35-45 Minuten zu erreichen und
 trotzdem stille Einsamkeit in schönster Gegend um das Kurhaus. Ausstattung hoch modern
 und dennoch gemütlich und bequem. Kursystem jahrelang erprobt und erfolgreich. **Klinik**
 in Berlin für schwere Kranke erstklassig.

Arbeiterwohlfahrt. Wie wir dem Geschäftsbericht der Firma Busch
 entnehmen, ist die Benutzung der im vorigen
 Jahre ins Leben gerufenen Fabriksparkasse von selten der Arbeiter und Beamten der Gesell-
 schaft eine erfreulich rege gewesen. Die Spareinlagen beliefen sich Ende März dieses
 Jahres auf Mark 63.100.—, auf die eine 4% Verzinsung gewährt wurde; für diejenigen Spar-
 einlagen, die während des ganzen abgelaufenen Geschäftsjahres angelegt waren, erhalten
 die Sparer bekanntlich ausserdem eine Zinsquote, die der jeweiligen Superdividende
 entspricht, welche die Gesellschaft an ihre Aktionäre verteilt. — Da für das abgelaufene
 Geschäftsjahr eine Dividende von 14% (4% Vor- und 10% Super-Dividende) zur Aus-
 schüttung gelangt, so erhalten auch die Beamten und Arbeiter für ihre während des ganzen
 Jahres investierten Spargelder 14% Zinsen ausgezahlt bzw. gutgeschrieben. — Der Betrag
 an Zinsen beläuft sich auf Mark 6100.—. Für die durch unverschuldete Umstände vorüber-
 gehend in Bedürftigkeit geratenen oder durch Alter bzw. längere andauernde Krankheit
 erwerbsunfähig gewordenen Beamten und Arbeiter der Rathenower optischen Industrie-An-
 stalt vorm. Emil Busch A-G wurde bereits im Jahre 1900 eine Unterstützungskasse ge-
 gründet, deren Segnungen von manchem Arbeiter der Firma Busch inzwischen wohltuend
 empfunden wurden. — Im abgelaufenen Geschäftsjahr sind z. B. an Unterstützungen
 Mark 4900.— an 22 bedürftige Arbeiter gezahlt, welche Summe im nächsten Jahre, dank
 der neuerlichen Zuweisung von Mark 15.000 aus dem Reingewinn der Anstalt Busch, wenn
 nötig, erhöht werden kann. — Das Kapital der Unterstützungskasse beläuft sich nunmehr
 auf Mark 105.000.—.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All. Komfort, Zentralheiz. elektr. Licht, Familienleben. Prospekt* frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL

Salzbrunner
Oberbrunnen

Seit 1601
 medizinisch
 bekannt.

Ärztlich empfohlen bei
 Erkrankungen der
 Atmungsorgane,
 bei Magen- und
 Darmkatarrh, bei
 Leberkrankheiten,
 bei Nieren- und
 Blasenleiden,
 Gicht und Diabetes.

Versand
 der Herzoglichen
 Mineralwässer
 von
 Ober-Salzbrunn



Furbach & Striebold
 Bad Salzbrunn i/Schl.



Regelmässige
 Schnell- & Postdampfer-Verbindungen

von
BREMEN
 nach
AMERIKA

New-York via Southampton-Cherbourg
 LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Südamerika-Brasilien-LaPlata

Mittelmeer-Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
 sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad HERINGSdorf

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons in der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. franzö. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Manuskripte

aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften-Philosophie, Politik, Rassenfragen aus allen Kulturgebieten, wenn wissenschaftlich gemeinverständlich, sucht Thüringische Verlagsanstalt G. m. b. H., Leipzig.

Schriftsteller!



Bekanntester Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Accus. günst. Beding. Off. unt. B. M. 265. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Die Heizung der Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebsfertig.

Keine Bedienung erforderlich!
Von Autoritäten als die gesündeste Heizung
anerkannt.

Elektrische Kryptol- Patronen- Oefen

Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.

Verlangen Sie Preisliste 110.

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen letzten Reiz einzulösen, das persönliche Leben zu erweitern Wissenschaftl. Original-Methode, psycho-graphologische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: scilicet Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Fünfte Auflage 1906.

Der Goldne Esel

des Apulejus. Mit 16 Illustrationen. Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M. Humoristisch-satirischer Roman gegen zügellose Sitten, Magiewahn, Schwärmerei, Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit. Der bunte Wechsel der oft sehr verhänglichen Episoden, die merkwürd. Situationen u. kulturhistorisch wertvollen Schilderungen antiken Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Eingelocht ist d. Episode v. Amor u. Psyche. Ausführt. Verzeichn. üb. kultur- u. sitten-geschichtl. Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30.

Herbst- u. Winterkuren.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnhof: Warmbrunn-Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhof)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Erregungseigenschaften der Neuzeit
eingerichtete Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dir. Arzt oder
Administration in Berlin S.W.,
Möckernstr. 118.

Mit Riesenschritten

ging die Marke

MOËT & CHANDON

*in Amerika vorwärts
und steht seit 1904
an erster Stelle*

*in der Exportliste für
Französischen Champagner
nach den Vereinigten
Staaten von Nordamerika*

Der Versand betrug:
(Kisten à 12 Flaschen)

1900	91.115 Kisten Moët & Chandon
1901	64.150 " Moët & Chandon
1902	91.377 " Moët & Chandon
1903	102.098 " Moët & Chandon
1904	127.783 " Moët & Chandon

Beliebteste Marke:

Goût Américain

White Star "sec"

Französischer Erzeugnis

